

# Die Kriegsneurasthenie.

Von  
Willy Hellpach.

*(Eingegangen am 29. September 1918.)*

## 1.

Wenn es überhaupt möglich gewesen wäre, uns in den Tagen der Mobilmachung eine Vorstellung von der Dauer des Krieges zu bilden, so hätten wir auf diesem Grunde auch eine Überlegung von den „nervösen“ Störungen, die zu gewärtigen waren, anstellen können mit der Aussicht, sie durch die Wirklichkeit bestätigt zu sehen. Es mußte erwartet werden, daß im gewaltigen Erlebnis der ersten Kriegswochen eine Anzahl von ausbruchstief angelegten Seelenstörungen zur plötzlichen Entfaltung kommen und daß überdies seelische Abnormisierungen von hysterischer Tönung an der Tagesordnung sein würden. Je länger aber das Ringen währte, desto sicherer mußten diese grellfarbigen Erkrankungen zurücktreten hinter einförmigeren, desto stärker mußte die Neurasthenie, die „chronische nervöse Erschöpfung“, diese schleichende Abnutzungs- und Zermürbungs Krankheit der Seele, das Gesamtbild der psychischen Morbidität unseres Heeres (und Volkes) beherrschen.

Zu solchem Schluß hätten zwei gesicherte Erfahrungen berechtigt, als Erfahrungen vorhanden für jeden, der sein psychopathologisches Auge nicht bloß an individualpathologischen Erscheinungen, sondern auch an völkerverpathologischen geschult hatte. Zeitalter einer großen, die starken und wilden Leidenschaften aufwühlenden seelischen Erregbarkeit, deren Erlebnismöglichkeiten zu einer wenig gebändigten Einbildungskraft sprachen, haben immer großartige Manifestationen der Hysterie in allen Abschattierungen, hysterische Alterationen als „Massenneurose“ gezeitigt. Am vertrautesten ist uns in dieser Hinsicht der Ausgang des deutschen Mittelalters. Im Gegensatz zu ihnen hat eine Zeit wie die Mitte des 19. Jahrhunderts, mit minuziöser Leistungsteilung und -disziplinierung, mit aufreibendem Kleinkampf des wirtschaftlichen Daseins, mit tausendfältiger Inanspruchnahme der orientierenden Sinne auf Schritt und Tritt, mit ewiger Aufmerksamkeit und intellektueller Verantwortung, aber unter gleichzeitiger Vereinsamung und Verödung des „großen“ Gefühlslebens und der Phantasie, mit

ihrer zunehmenden Beseitigung des Katastrophalen und seinem Ersatz durchs Aufreibende — als ihre Massenneurose die „Neurasthenie“, die reizbare Schwäche des Seelen- und Nervenlebens hervorgebracht. Die „Neurasthenisierung“ ergriff selbst die an sich hysterieartigen Veränderungen (es bleibe dahingestellt, ob auch die zunehmende Verdrängung der agitierten und expansiven Erscheinungsformen einer organischen Krankheit wie der Paralyse durch hypochondrische und torpid-demente aus solchen Kulturwandlungen hergeleitet, wenigstens mit hergeleitet werden darf); die Hysterie ward einförmiger, langweiliger, unproduktiver, sagen wir einmal: kleinlicher; ihre traumatische Gattung bot besonders lehrreiche Belege dafür; ja, an der Unfallhysterie ließ sich geradezu (im Längsschnitt) studieren (und dies eben ist die zweite jener Erfahrungen, auf die wir vorhin abhoben), wie das katastrophale seelische Erlebnis des Unfallshocks — ob Schreck-erlebnis, Angsterlebnis, Schmerzerlebnis, oder was sonst es gewesen sein mochte — anfänglich hysterieartige Wirkungen erzeugte, die dann, wofern nicht ihre rasche Beseitigung glückte, im Laufe der Monate und Jahre, und insbesondere im Zuge des einförmigen Rentenkampfes, mehr und mehr von ihrer produktiven Farbigkeit einbüßten, um auf ein monotones Bild von schwer faßbarer Insuffizienz des Psychischen und Psychophysischen zusammenzuschumpfen: den Unfallneurotiker, dessen Aphonie, dessen Schüttelzittern, dessen monoplegische Parese, dessen Hemianästhesie oder Hemihyperhidrosis abgeheilt sind, der aber auch nach Jahr und Tag vor Kopfdruck, Schwindel, Schwäche, Herzklopfen, Zitterigkeit usw. noch nichts arbeiten kann, brauche ich ja den Fachgenossen nicht ausführlicher in Erinnerung zu rufen. Aus den historischen und aus den traumatischen Neurosen also ließ sich mit einiger Sicherheit ablesen, wie sich im Längsschnitt die Entwicklung der Kriegsneurosen gestalten würde.

Nunmehr, nach vier Kriegsjahren, die nicht bloß eine im August 1914 unfußbare Kriegsdauer, sondern auch eine nicht minder unfußbare Heftigkeit der Kampfanforderungen an die menschliche Seele und ihre nervösen Instrumente gebracht haben, bestätigt sich vollauf die theoretische Deduktion. Die Kriegsneurosen sind den notwendigen Weg vom hysterischen zum neurasthenischen Typus tatsächlich gegangen<sup>1)</sup>. Der Krieg ist in Jahr und Tag etwas wie Alltagswirklichkeit, wie graue Gewohnheit geworden, nachdem er als größtes, unerhörtestes

---

<sup>1)</sup> Die schlüssigen statistischen Beweise hierfür können begreiflicherweise erst nach dem Kriege erbracht werden. Aber Eindrücke und örtliche Belege stimmen in diesem Ergebnis schon heute vollkommen überein. Aus diesen Belegen gebe ich als Probe hier nur den einen von J. Stern (Die hysterischen Bewegungsstörungen als Massenerscheinung im Kriege, diese Zeitschr. **39**, Heft 3/4) wieder. S. 248 schreibt der Verfasser (1917!): „Die Mehrzahl unserer Fälle stammt

Erlebnis begonnen. In diesem Erlebnis ward, wie immer, Hysterie geboren, die Königin der Neurosen und zugleich ihre Sphinx; mit der Gewöhnung trottet die Neurasthenie, die unscheinbare Spießbürgerin, die keine Rätsel aufgibt und dem Fragenden rechtschaffen Rede und Antwort steht.

## 2.

Die Opfer der Kriegsneurasthenie stellt das ganze kriegsführende Volk. In dieser Ausbreitung unterscheidet sich die Neurasthenie wesentlich von den hysterischen Neurosen, deren Entfaltung so unmittelbar mit Erlebnissen des Felddienstes, ja des Frontdienstes, des leidenschaftlichen Kampfes zusammenhängt, daß man die Kriegshysterie geradezu als Fronthysterie der Kriegsneurasthenie gegenüberstellen könnte. Der weiteste Abstand kriegshysterischer Erkrankung vom Frontleben besteht dort, wo einer auf die bloße Möglichkeit, an die Front zu kommen, hysterisch „vorreagiert“. Wo nicht mindestens Frontscheu vorhanden ist, dort gibt es keine Kriegshysterie; wir wissen heute aus hundertfältiger Erfahrung, daß auch kriegshysterische Rezidive (nach völliger Heilung des Erstanfalls) in der Hauptsache durch neu einsetzende Frontangst erzeugt werden. Die Kriegsneurasthenie aber kann jeden befallen, ob er im Schützengraben oder im Vormarsch, in der Reservestellung, der Etappe oder gar daheim sich befindet. Sie mag in manchen, vielleicht in vielen Fällen mit dem Vorgefühl des „Hinauskommens“, des „Weiter-nach-vorn“ kausal verkettet sein — aber sie kann sich auch ohne jeden Zusammenhang damit einstellen; ihr Zusammenhang mit dem Kriege erstreckt sich auf die Totalität der Kriegstatsache, womit schon ausgesprochen wird, daß nicht etwa jede während des Krieges auftretende Neurasthenie als Kriegsneurasthenie bewertet werden darf, sondern nur die durch den Krieg entstandene; die aber ist an und für sich an keine Einzelform des Kriegserlebnisses gebunden,

aus dem Jahre 1914 und 1915“, und er gibt dann folgende lehrreiche Erkrankungszeitliste:

	1914	. . . . .	32 Fälle
1. Hälfte	1915	. . . . .	80 „
2. „	1915	. . . . .	78 „
1. „	1916	. . . . .	41 „

Diese Auffassung gibt besonders zu denken, wenn man sich erinnert, wie heftige Kämpfe in der 1. Hälfte 1916 sich abgespielt haben (Verdunoffensive!), wie gewaltig damals die Hysterisierungskraft der Kriegsereignisse hätte sein können; trotzdem Hysterienrückgang gegenüber 1915 um fast 100%! Meine eigenen Beobachtungen decken sich damit vollständig und ebenso diejenigen aller kompetenten Beurteiler, die ich befragen konnte. Im Offizierlazarett, in dem ich seit Mitte 1916 tätig war, hatten wir meiner Erinnerung nach einen erst nach 1916 frisch entstandenen Fall hysterischer Symptombildung überhaupt nicht zu verzeichnen; mindestens die Hälfte unserer Hysterischen stammte aus 1914 und 1915. (Es handelt sich dabei um Material aus allen Teilen des Reiches!)

ihre Ausbreitung reicht vom aktiven Kämpfer bis zurück zu Leuten, die den Krieg nur „über sich ergehen lassen“. Sie findet sich darum auch beim Weibe, bei dem die Kriegshysterie (notwendig, aber auch tatsächlich) fehlt: welche Verschiebung gegenüber den normalen Zeiten, in denen zwei Drittel aller Hysterien aufs Weib, und aufs Weib wohl kaum ein Viertel (wo nicht noch weniger) aller Neurasthenie entfällt! Es hat noch nie verhältnismäßig so viele hysterischen Männer und verhältnismäßig so viele neurasthenischen Frauen gegeben wie jetzt im Kriege. (Absolut gezählt, dürfte trotz des jeseitigen kriegsneurotischen Zuwachses am Gegenteiligen freilich auch jetzt noch die Ziffer hysterischer Weibspersonen diejenige hysterischer Mannspersonen, und die Ziffer neurasthenischer Mannspersonen diejenige neurasthenischer Weibspersonen übersteigen.)

Neben diesem „horizontalen“ Verteilungsunterschied zeigen die Kriegsneurasthenie und Kriegshysterie noch einen „vertikalen“. Je höher wir sozial aufsteigen, desto einseitiger herrscht die Neurasthenie vor; je tiefer hinab, desto häufiger begegnet uns Hysterie. Das stimmt mit den aus dem Frieden geläufigen Verhältnissen überein, doch ist eines zu beachten: die kriegssoziale Schichtung deckt sich nicht mit der friedenssozialen. Im Kriege stehen verhältnismäßig „kleine“ Leute oft verhältnismäßig hoch — Lehrer, Subalternbeamte, Kontorangestellte als Offiziere bis zum Hauptmann, ja gelegentlich Major hinauf! — und umgekehrt noch entschiedener: Großkaufleute, akademisch Gebildete, Hochschullehrer u. dgl. als einfache Soldaten. Diese Umschichtung durchkreuzt die Normalschichtung, auch in Ansehung der Einwirkungen auf die neurotische Erkrankungsdisposition. Der kleine Mann in führender Stellung reagiert weniger leicht hysterieartig, eher nun auch neurasthenisch, und der Hochstehende, den die Einziehung zum Kriegsdienst tief hinunterdrückt, verfällt damit gleichsam der hysteroiden „Atmosphäre“ der Tiefenschicht, erkrankt nun leichter hysterieartig als vorher. So muß man sagen: je höher die Schicht des kriegführenden Volkes, desto ausschließlicher herrscht als Kriegsneurose Neurasthenie, je tiefer, desto mehr mischt sich (die vorhin erörterte Horizontallokalisation berücksichtigt) Hysterie hinzu<sup>1)</sup>.

1) Folgende Statistik erfaßt je 300 Fälle von Nervenkranken, die während je einer besonders günstigen Zeiteinheit (günstig für ruhiges Beobachten, Durchbehandeln usw. der Fälle) von mir beobachtet und behandelt wurden. Diese verteilen sich diagnostisch:

300 Mannschaften, davon	137	Neurastheniker,	87	Hysterische
300 Offiziere,	„	159	„	22

(Die übrigen Fälle sind organisch Nervenranke, Neuralgiker, Ischiadiker, konstitutionelle Psychopathen verschiedener Färbung, Epileptiker u. dgl.) Das bedeutet etwa: die Hälfte aller Kriegsnervenkranken entfällt auf die Neurasthenie,

Über noch andere Verteilungen — nach Volksstamm, Lebensalter, Beruf u. dgl. — ist nichts bekannt, was über höchst unsichere subjektive „Eindrücke“ hinausginge. Mit solchen möchten wir nicht argumentieren. Das schon erörterte zeitliche Verteilungsverhältnis mag nochmals formuliert sein: anfangs gab es viel Kriegshysterie, je länger der Krieg währt, desto mehr erscheint sie durch die Kriegsneurasthenie zurückgedrängt, und zwar gibt es jetzt nicht bloß relativ viel mehr Kriegsneurastheniker in der Relation der neurasthenisch Erkrankenden zur Gesamtbevölkerung, es gibt auch relativ weniger Kriegshysteriker in der Relation der hysterisch Erkrankenden zu den Kämpfenden. Die hysterische Reaktion ist seltener, die neurasthenische häufiger geworden. (Absolute Ziffernbeläge würden heute untunlich sein, auch wenn sie nicht unmöglich wären.)

### 3.

Die Kriegsneurasthenie könnte nicht so heißen, wäre sie nicht im großen ganzen ihres Krankheitsbildes eben „Neurasthenie“. Sie bedürfte danach symptomatologisch gar keiner besonderen Darstellung, wenn nicht die Neurasthenie ganz allgemein bei aller Vielfältigkeit der Erscheinungen eine Anzahl ziemlich abgegrenzter Typen zeigte, die vor der einheitlichen Zusammenfassung der Gesamtkrankheit zu sehr und seither vielleicht manchmal etwas zu wenig unterschieden wurden. In jedem dieser Typen herrschen bestimmte Symptomgruppen in bezeichnender Weise. Wir kennen die Hypochondrie; wir sehen in der juvenilen Neurasthenie, die namentlich als psychoneurotische Übergangskrise vom Jünglings- zum Mannesalter häufig ist, die „Vagusneurose“, d. h. die Verbindung von nervösen Herz- und Magenstörungen, eine auffällig große Rolle spielen; in der weiblichen Neurasthenie begegnen wir besonders oft den algetischen und den Angsterscheinungen; in der kritischen Neurasthenie des ausgehenden Mannesalters (zwischen 40 und 50) feiert die Schlaflosigkeit ihre Orgien. Sozial gesehen häuft sich die Hypochondrie und die Sexualneurasthenie zu besonderer

---

und zwar bei Mannschaften und Offizieren ziemlich gleichmäßig, etwas mehr bei den Offizieren, etwas weniger bei den Mannschaften. Dagegen gestalten sich vom Rest der Nervenkrankheiten bei den Mannschaften 29%, bei den Offizieren nur 7% zu Hysterien aus! Die ungeheure Differenz bleibt bei den Offizieren in unbestimmten psychopathischen Zuständen ohne manifeste Hysterisierung stecken, die jedenfalls in ihrem Habitus der Neurasthenie näher stehen als der Hysterie. Das Verhältnis von neurasthenischer zu hysterischer Felderkrankung stellt sich also für die Mannschaften auf abgerundet 2 : 1, für die Offiziere aber auf 8 : 1! — Diese Ziffernverhältnisse gewähren einen tiefen Einblick in die Sozialpathologie der Psychoneurosen, den allerdings wiederum erst die planmäßige Verarbeitung des gesamten Materials nach dem Kriege zu einer allseitig gesicherten Einsicht wird ausgestalten können.

Dichtigkeit in den Kreisen einer gewissen Halbbildung, in denen auch die populärmedizinische Autodidaxis die größte Rolle spielt (bei Subalternbeamten, Volksschullehrern, gehobenen Bureauangestellten u. dgl.). Daß der Beruf (im Sinne des von Eddinger zu einer Aufbrauchstheorie übertriebenen Prinzips) je nach einseitiger Inanspruchnahme dieser oder jener Funktionen des Organismus ebenfalls das neurasthenische Bild modelliert, ist gewiß; die „vasomotorische Neurose“ befällt meist einen bestimmten Anlagetyp usw. usw. Es fragt sich, zeichnet auch die Kriegsneurasthenie sich in einem faßlichen Sonderbilde als ein Neurasthenietyp auf dem Grunde der allgemeinen Neurastheniesymptomatik ab?

Ja. Sie tut es ganz besonders in der Form der Feldneurasthenie, die denn auch im Mittelpunkt unserer Schilderung stehen soll; sie tut es immerhin doch auch als Heimatneurasthenie, deren Struktur uns nach der Erledigung der wesentlicheren Aufgaben desto leichter erfaßbar sein wird.

#### 4.

Die *Feldneurasthenie* bietet bei aller Vielgestaltigkeit, die ihr je nach Individualität, Alter, Stellung, Erlebnis eignet, doch eine Reihe von Symptomen in so häufiger Wiederkehr, oft so charakteristisch zusammen gruppiert, daß sie als „klassisch“ für diese Erkrankung bezeichnet werden dürfen.

1. Das *Gedächtnis* hat empfindlich gelitten. Schwerer noch als die häufige Störung der Merkfähigkeit, die man Vergeßlichkeit (z. B. Aufträgen gegenüber) heißt, macht sich dem Leidenden selber die Beeinträchtigung des früheren Erinnerungsschatzes fühlbar, die bis zu (ihn) erschreckenden Graden gedeihen kann. In einer Unterhaltung über den Friedensberuf, bei einer Urlaubsrückkehr nach Hause merkt der Feldzugsteilnehmer, daß ihm ganz elementare Wissensbestandteile abhanden gekommen sind. Der Lehrer hat die Namen von Schülern vergessen, die er jahrelang von Klasse zu Klasse geführt; der Arzt einfachste Rezeptformeln, die er in seiner Friedenspraxis „im Schläfe“ niederschrieb; der Richter die geläufigsten Bestimmungen der Prozeßordnung; dem Gebildeten überhaupt sind bekannte Schriftsteller-, Maler-, Musiker-, Politikernamen entfallen; Titel von Büchern, die zum beruflichen Handwerkzeug gehörten, Namen entfernterer Verwandten scheinen wie weggewischt zu sein. Ein Offizier konnte im vierten Kriegsmonat tagelang nicht auf den Namen eines Vereinskassiers kommen, an den er seit sieben Jahren quartaliter einen bestimmten Betrag durch Postanweisung einschickte und der ihm bis zum Kriege völlig automatisch geläufig war; ein Beamtenstellvertreter brachte die fünf Bahnstationen, die er im Frieden seit vielen Jahren täglich

zweimal durchfuhr, um vom Wohnort zum Berufsort zu gelangen, plötzlich nicht mehr zusammen, die mittlere trat erst nach vielen Stunden Kopfzerbrechens wieder in seine Erinnerung. Zu dem Gefühl der draußen stehenden Studenten, ihre bisherige Studienzeit nutzlos verloren zu haben, trägt diese Gedächtnisstörung ganz beträchtlich bei; Juristen zwischen dem Referendars- und Assessorexamen haben mir ganz verzweifelt darüber geklagt, daß ja „alles hin“ sei und sie „von vorn anfangen“ müßten. Ein klinischer Mediziner (Feldunterarzt) meinte: in zwei Semestern, die er nach dem Physikum verbummelte, habe er nicht ein Drittel von dem Wissensbestand verloren, wie in einem Kriegsvierteljahr, trotz hier angestrebter beruflicher Arbeit; ein bedeutender Kliniker, der nach mehr als zweijähriger Tätigkeit im Kriegslazarett in die Heimat zurückkehrte und seine Vorlesungen wieder aufnahm, war aufs heftigste beunruhigt, da ihn die Elemente seines Wissens wiederholt im Stich ließen. Die Klagen über diese Störung sind oft so beweglich, die Erschrockenheit darüber so groß, daß ich wiederholt Anlaß nahm, sofort die Wassermannsche Reaktion vornehmen zu lassen, um wegen der Paralysebefürchtung zunächst einmal Beruhigung zu schaffen.

2. Im Bereiche des „Intellektsgefühls“ haben die *Interessen* eine merkwürdige Veränderung erfahren. Sie erscheinen für die „bürgerlichen“ Dinge, selbst die nächstliegenden, wie verödet. Ganz besonders pflegt dies auch bei der persönlichen Wiederberührung mit diesen Interessen hervorzutreten. Fiel schon vorher im Briefwechsel den Angehörigen manchmal der Mangel an Teilnahme für die heimischen Dinge auf, so kommt er bei einem Urlaub dem heimkehrenden Krieger selber zu verwundertem Bewußtsein. Was ihn bis zur Mobilmachung als täglicher Lebensinhalt bewegte, ist ihm nun fast gleichgültig. Ja, er geht ihm mit einer Art Geflissentlichkeit aus dem Wege. Ein Arzt mußte wiederholt gedrängt werden, seine ihm eng ans Herz gewachsene Abteilung des heimischen Krankenhauses aufzusuchen; die ihn führende Oberin fand ihn dabei „wie geistesabwesend“. Ein Landwirt war erst am letzten Urlaubstage zu bewegen, eine höchst wichtige Bodenkreditangelegenheit mit einem befreundeten Geldgeber zu verhandeln. Ein Hochschullehrer, der im Frieden in Fragen des Hochschulwesens geradezu aufging, konnte nur schwer zur Teilnahme an einer Fakultäts-sitzung beredet werden, in der man sein Urteil dringend brauchte, und vermochte nach eigener Aussage den Verhandlungen nur mit äußerster Anstrengung zu folgen, da sie ihn gar nicht mehr interessierten; alles, was da zur Sprache kam, berührte ihn „wie etwas längst Vergangenes“, „weit, weit Zurückliegendes“. Diese letztere Empfindung findet sich überaus verbreitet — was vor dem Kriege war, scheint durch eine Kluft von Jahren von der Gegenwart geschieden und den Heutigen

nichts mehr anzugehen. Ein Kompagnieführer sagte mir draußen, daß alle Berichte über Frau und Kinder ihm unverändert zum Herzen sprachen, aber über Briefstellen, die von den Dingen seines bürgerlichen Berufes sprechen, lese er mechanisch hinweg und wisse oft gar nicht, was darin gestanden. Die Frau eines Fabrikanten klagte mir, daß ihr Mann auf beruflich-geschäftliche Mitteilungen nur selten antworte und fast nie spontan nach dem Stande der geschäftlichen Dinge sich erkundige. „Das ist mir wie verschüttet“, äußerte ein von Haus aus sehr ehrgeiziger Regierungsrat; „man mag gar nicht daran denken, man kann aber auch nicht daran denken“, meinte ein durch den Stillstand der Bautätigkeit enorm geschädigter Architekt.

3. Die *Geschlechtskraft* ist sehr oft herabgemindert; namentlich erscheint die Libido wie erloschen, öfters versagt aber auch bei scheinbarem Drang die Potenz, und zwar meistens im Sinne eines glatten Ausbleibens der Erektion. Wiederholt versetzte dies Ehemänner, die auf kurzen Urlaub heimkamen, oder solche, die nach rascher Kriegsheirat ins Feld gerückt waren und nun zum ersten längeren Zusammenleben mit der Frau zurückkehrten, in heftiges Erschrecken, in Scham, Bestürzung, Sorge. Eine Ehefrau konsultierte mich verängstigt, weil ihr früher recht geschlechtstüchtiger Mann während eines 14tägigen Urlaubs sie nicht berührt, nicht einmal eine Annäherung versucht hatte; sie befürchtete, er habe sich womöglich draußen angesteckt, später war festzustellen, daß weder Infektion noch Tabes oder Diabetes vorlagen, sondern einfacher Mangel an Trieb. Ich sah verschiedene junge Gatten, die erst nach Wochen der Erholung sich wieder „geschlechtlich erwachen“ fühlten und auch dann noch viel über launische Potenz klagten.

Dies (1—3) waren Schwächesymptome. Ihnen korrespondieren ebenso ausgeprägte Reizbarkeitszeichen (4—6).

4. An ihrer Spitze marschiert die *Steigerung des Traumlebens*. Werden an sich schon die mannigfachsten Schlafstörungen beschrieben — erschwertes Einschlafen, häufiges oder vorzeitiges Erwachen —, so fehlt die Angabe über irgendwelche Formen des pathologischen Traumens nur selten. Der Schläfer träumt „die ganze Nacht hindurch“, entweder „überaus leibhaftig“, oder wiederum „ganz wirres Zeug“, Angst- und Schreckträume sind Alltäglichkeiten, man möchte lieber sagen Allnächlichkeiten geworden; alle Arten von Pavor und Noktambulie, seit Kindheitstagen halb vergessen oder auch damals unbekannt, kehren nun wieder oder treten zum ersten Male auf: Auffahren, Aufschreien, Aufspringen, Vom-Lager-Springen, Schlafreden, Schlafstöhnen, Schlafwimmern, Schlafwandeln, zum Teil verbunden mit Herzklopfen, Beklemmung, Angst, Schweißausbruch, Verwirrtheit im Augenblick des Erwachens. Diese nyktopathischen Be-



schwerden sind ein klassischer Bestandteil der Feldneurasthenie<sup>1)</sup>).

5. Nyktopathisch beginnt auch oft die *Herzneurose*, die aber bald genug die Wachzeit mit heimzusuchen und zur vasomotorischen Neurose sich auszuwachsen liebt. Herzklopfen, Tachykardie, Arrhythmien, nervöse Extrasystole, Herzschmerz, Herzdruck, unbestimmte Sensationen in der Herzgegend, alles oft von subjektiv infam peinlicher Beschaffenheit, dazu heiße Wellen zum Kopf, Erröten oder Bläßwerden, kalte Hände und Füße (das eigentliche „Absterben“ dagegen gehört ausgesprochenermaßen ins hysteropathische Bild!), Pulsationsgefühle im Kopf, im Hals, im Leibesinnern, im Auge, in den Fingerspitzen — muß ich noch mehr aufzählen? Am häufigsten sind die Nacht, die Zeit nach dem Essen, endlich seelische Aufregungen, namentlich Verantwortung, Spannung, Ärger, Entkräftung und Angst die Punkte, an denen der herzneurotische Komplex in Erscheinung tritt; viel weniger eigentliche Strapazen, oder sie doch erst, nachdem der labile Herzzustand schon längere Zeit gedauert hat. Nicht selten wächst sich die vasomotorische zur vasomotorisch-sekretorischen Neurose aus: mit übermäßigem Schwitzen (häufig auf die physiologisch-hidrotophilen Körperstellen beschränkt), lästig häufigem Urinierdrang und wirklicher Polyurie, Aciditätsschwankungen des Magens und spastischen Durchfällen wird manchmal ein wirklich basedowoides Symptombild hergestellt.

6. Gespeist wird die Herzneurose samt den nyktopathischen Beschwerden sehr ergiebig aus dem starken Genuß von Spirituosen und Tabak, der abgesehen von (örtlich wechselnden) üblen Sitten in der Hauptsache doch von einem heftig gesteigerten *Reizhunger* des Organismus gefördert wird. Der Tabakmißbrauch namentlich hat im Felde Ausmaße angenommen, die jeder Beschreibung spotten. Nichtraucher wurden zu „Kettenrauchern“, der Tabakkonsum mäßiger Raucher stieg ums Dreifache, Fünffache und noch mehr. Männer, die sonst 2—3 Zigarren täglich rauchten, kamen auf 10, ja 12; ein junger Offizier, seit Jahren gewöhnt, nach jeder Mahlzeit eine einzige Zigarette zu rauchen, verbrauchte schon im fünften Kriegsmonat 40—50 am Tage. Und das sind keine Ausnahmen, sondern Beispiele! Übereinstimmend aber ist die Beteuerung, daß es ohne das „nicht ging“; es bestand einfach ein „Heißhunger“ danach; es war sonst „nicht auszuhalten“; und wenn so mancher einräumte, zeitweilig mehr Wein oder Kognak,

<sup>1)</sup> Ich selber habe den Angsttraum „Der Befehlsempfänger kommt wecken“ mit verworrenem, shockhaftem Auffahren noch bis ins Jahr 1917 hinein, d. h. zwei Jahre nach meiner Heimkehr aus dem Frontdienst, durchschnittlich einmal in der Woche gehabt, besonders nach erfahrungsgemäß noktambulophilen Verumstandungen wie Alkoholgenuß, Föhnwetterlage u. dgl.

als er sich selber zuträglich fühlte, genommen zu haben und nunmehr sich vom Abusus spirituosorum entschlossen wieder losmachte, der Tabakgenuß wird fast durchgängig als selbst in seinen Exzessen unentbehrlich geschildert.

Sozusagen vermittelnd zwischen Schwäche und Reizbarkeit steht endlich das letzte typische Symptomengebilde, das die Gemütslage betrifft:

7. Es zeigt das *Stimmungsleben* des Feldneurasthenikers eine überaus häufige *depressive* Färbung mit der Tendenz zu weichmütigen Entladungen — wesentlich häufiger als in der durchschnittlichen Friedensneurasthenie, wo dieses Symptom vorzugsweise den schweren Erschöpfungsfällen oder überhaupt den prozessiv gewordenen Neurasthenien (s. u.) zugehört, während es im Rahmen der Feldneurasthenie auch viele leichtere Fälle kennzeichnet. Diese leichteren Fälle zeigen bei der Friedensneurasthenie viel mehr die Gemütsverfassung der Reizbarkeit und bei deren Entladungen die zornmütige Form. Beim Feldneurastheniker gehören trübselige Bedrücktheit, bange Verstimmung und Weinkrämpfe häufig zu den ersten Anzeichen, die ihm selber und der Umgebung die eigentliche Krankhaftigkeit seines Zustandes offenbaren. Namentlich nach schweren Erlebnissen treten diese Symptome oft zum ersten Male zutage. So mancher nervös gewordene Truppenführer wird zur Krankmeldung gedrängt, weil er vor der Truppe in Weinen ausbrach, was eben nicht angeht, während ein Zornesausfall viel leichter gewogen wird. Zusammen mit der Interessenverödung und der allgemeinen Ermüdetheit bildet diese depressive Gemütsverfassung nicht selten ein Totalbild der trübseligen Apathie, die sich zu nichts aufraffen kann und Ruhe, nur Ruhe, „'raus aus der Schweinerei, nur 'raus!“ ersehnt. Es muß aber stärkstens betont werden, daß eigentliche psychomotorische Hemmung dem Bilde durchaus fehlt; wo ich sie fand, ließen sich fast immer cyclothyme Konstitutionskomponenten, also fremdartige Einschlüge in die Neurasthenie ermitteln; sie sind übrigens meist „ex juvantibus“ leicht kenntlich an ihrer Unbeeinflussbarkeit durch die ärztliche Kur, welche mit den feldneurasthenischen Stimmungssenkungen und -entladungen keine schwerere Mühe hat als mit den übrigen Neurasthenieerscheinungen auch.

Unbeschadet aller tausend Einzelsymptome, die ein Neurastheniker aufzuweisen vermag und die alle sich gelegentlich auch beim Feldneurastheniker vorfinden — diese beschriebenen sieben: Gedächtnisschwäche, Interessenverödung, Geschlechtsstumpfheit, Pavor, Herzneurose, Tabaksucht, Gemütsbedrücktheit machen den klassischen, besonderen Kern des feldneurasthenischen Bildes aus. Dieser Kern wird aber noch weiter charakterisiert außer durch das, woraus er besteht, auch durch das, was ihm fehlt.

Ich möchte es in der Schwebe lassen, ob der Kopfdruck und die dyspeptischen Beschwerden, wie es mir manchmal vorgekommen ist, wirklich bei den Feldneurasthenikern seltener gefunden werden als im Bilde der durchschnittlichen Friedensneurasthenie. Geradezu auffallend selten aber, das läßt sich mit gutem Gewissen sagen, ist der Feldneurastheniker *hypochondrisch*. Dieses Hauptsymptom so vieler Friedensneurasthenien, das nicht selten das Hauptleiden des Neurasthenikers (vor allem die Hauptmanifestation seiner Gemütsveränderung, seiner Bedrückung, Sorge, Angst) ausmacht, fehlt der Feldneurasthenie fast ganz. (Man ersieht daraus, wie unmöglich es ist, etwa das Wesentliche der Neurasthenie aus der Hypochondrie herzuleiten, den Neurastheniker bloß als „Krankheitsängstling“ auf- und anzufassen.) Die Sorge ums Wohlsein, nein um die blanke Erhaltung des Ich, das geängstigte Beobachten jeder ungewöhnlichen Empfindung und ihrer Umdeutung in ein Krankheitszeichen — alles dies ist vor der wirklichen Lebensgefahr und Todesnähe, die der Felddienst täglich und stündlich bringt, wie dahingeschmolzen. Dessen sind sich übrigens sehr, sehr viele Feldsoldaten bewußt; was wir alle als die „Verjüngung“ durch den Felddienst verspürt haben, umschließt das Schwinden der hypochondrischen Grillen mit; die überwältigende Unmöglichkeit, dem uns gesetzten Schicksal durch tausenderlei kleine Vorsichtsmaßnahmen auszuweichen, riß uns von der Kultivierung dieser Maßnahmen los und reinigte uns von der Hypochondrie, die ja eine typische Begleiterin gesicherter Daseinsführung ist. Ich habe immer und immer wieder bei Hunderten von Feldneurasthenikern und gerade auch bei den tief Verstimmtten und Bedrückten nach hypochondrischen Elementen geforscht, immer vergeblich; sie waren bei den draußen erst nervenschwach Gewordenen nie aufgetreten, und sie waren, Dutzende von Malen habe ich mir das bestätigen lassen, bei den schon neurasthenisch Ausgerückten geschwunden — und geschwunden geblieben, während die übrigen neurasthenischen Beschwerden nach kürzerem oder längerem Wohlsein sich wiedereinfanden und neue, spezifisch feldneurasthenische sich noch hinzugesellten. Diejenigen aber, die „neurasthenisch“ hinausgingen und ihre Hypochondrie nicht loswurden, sind früher oder später hysteriefarbig erkrankt — es ist eben dies der von den Bedingungen des Felddienstes allein zugelassene Weg, um jene Sicherung des lieben Ich zu ermöglichen, die unter den Bedingungen des Friedenslebens (unseres europäischen Friedenslebens) auch durch eine rechtschaffene Hypochondrie schon ermöglicht — oder wir wollen besser sagen, deren Illusion durch eine solche Hypochondrie schon ermöglicht wird. Kurz und gut, Tatsache ist: die Feldneurasthenie stellt eine Neurasthenie ohne hypochondrischen Einschlag dar, und für jeden Kenner der Neurasthenie bedeutet das gewiß eine bemerkenswerte Tatsache.

Nach den sieben Hauptsymptomen, die der Feldneurasthenie besonders eignen und dem einen, das ihr bezeichnenderweise fehlt, wäre noch zweier zu gedenken, die in ihrer Zugehörigkeit zu ihr fraglich erscheinen können.

Wie steht es mit dem *Zittern*? Ich habe Diagnosen ernsthafter Fachgenossen gelesen, die auch bei einem chronischen Wackelzittern des Kopfes oder eines Armes oder einer Körperhälfte, verbunden mit einem Komplex neurasthenischer Symptome, noch auf „Neurasthenie“ lauteten. Dahin kann ich nicht mit. Grobschlägiges Dauerzittern überschreitet alles, was wir als Neurasthenie abgegrenzt haben, unbedingt; es ist unbedingt hysteriefarben, solange es nicht (was aber nur für Tage gelten kann) ganz unmittelbare Shockfolge ist. Auch der Feldneurasthenie werden wir, wollen wir nicht ihren Begriff heillos verwirren und verflüchtigen, nur jene feinschlägigen, in Erregung und Ermüdung sich steigernden, dann vorübergehend auch sich vergrößernden, mit der Beruhigung oder Erfrischung aber sofort wieder abklingenden Formen des Zitterns in Fingern, Zunge, Lidern, Lippen usw. zuteilen dürfen, die wir an der Neurasthenie schlechthin kennen. Was darüber hinausgeht, was zum eigentlichen Schüttel- und Wackelzittern hinübergreift, muß dem hysteroiden Erscheinungskreise zugerechnet werden.

Ähnliches gilt von „Anfällen“, die *Bewußtlosigkeiten* sind. Die Neurasthenie kennt Schwindelanfälle, Weinkrämpfe, Schwächeanwendungen und wohl auch Ohnmachten; diese freilich wohl erst in ihrer Entwicklung als prozessive Abnormität (s. u.), bei stark Abgemagerten, Entkräfteten, Blutarmen, Herzschwachen — solche Zustände erblicken wir ja oft am Ende einer lange vernachlässigten Neurasthenie. Bewußtseinsstrübungen oder -verluste aber mit Krämpfen, Zuckungen, Schreien, Röcheln sind durchaus unneurasthenisch. Ich habe sie auch bei keinem meiner vielen hundert Feldneurastheniker jemals zu sehen bekommen, und jeder scheinbar neurasthenische Fall, bei dem solche Vorkommnisse auftraten, erfuhr dadurch eine neue diagnostische Beleuchtung: zentrale Arteriosklerose, substernale Struma, beginnende Paralyse, multiple Sklerose, Hirntumor: das sind nur fünf Beispiele für die einschneidende Wendung, die das Auftreten von Bewußtlosigkeit und Krämpfen einer vorherigen vermeintlichen „Neurasthenie“ gab. Andere entlarvten sich damit als hysterisch. Und abziehen muß man natürlich alle Ohnmachten oder „Anfälle“, die akute Shockwirkung sind; sie können sich auch in den ersten Tagen nach dem erlittenen Shock noch gelegentlich wiederholen, verschwinden dann aber spurlos, wenn als chronische Shockfolge wirklich eine Neurasthenie zurückbleibt — während ihr hartnäckiges Bleiben gerade die hysterische Wendung signalisiert<sup>1)</sup>.

<sup>1)</sup> Die Ohnmachtskrämpfe, die vor einem Jahrzehnt Oppenheim als „psychasthenische“ beschrieben hat, gehören sicherlich nicht der erworbenen Neurasthenie,

## 5.

Die **Ursachen** der Feldneurasthenie sind manchmal sehr einfach und öfter sehr verwickelt; es lassen sich ihrer sieben namhaft machen:

- |                              |   |                      |
|------------------------------|---|----------------------|
| 1. Körperliches Trauma       | } | physische Ursachen.  |
| 2. Körperliche Erschöpfung   |   |                      |
| 3. Narkotische Überreizung   |   |                      |
| 4. Seelisches Einzelerlebnis | } | psychische Ursachen. |
| 5. Seelische Spannung        |   |                      |
| 6. Seelische Reibung         |   |                      |
| 7. Seelische Umstellung      |   |                      |

Selten handelt es sich um eine dieser Ursachen allein; meist wirken mehrere zusammen, manchmal so, daß eine die schleichend vorbereitende, die andere die plötzlich auslösende ist. Die Zurechnung der Neurasthenie zu eindeutigen Ursachen ist bekanntlich stets schwierig und unsicher, schon weil gewöhnlich subjektive Einschätzungen der Schädlichkeiten durch den Kranken mit all ihrer (unbewußten) Unverlässlichkeit dabei verwertet werden müssen.

1. *Körperliche Traumen* dürften am seltensten lediglich von sich aus Neurasthenie erzeugen. Dennoch soll nicht ausgeschlossen werden, daß z. B. eine Gehirnerschütterung dies vermag; wenn wir auch nach ihren schwereren Formen häufiger das Bild der Kommotionsneurose entstehen sehen, das von der eigentlichen Neurasthenie vorzüglich durch die Stimmungsanfälle einer eigentümlich weinerlichen Verzagtheit und Ratlosigkeit, durch das schwere Gefühl des völligen Verändertseins und oft auch durch hysteroiden Lokalfarben sich unterscheidet. Mäßige Kommotionen können doch auch einfach schwer neurasthenisch machen, ohne daß der Boden dafür schon irgendwie namhaft bereitet war. Ich komme bei meinem Material allerdings auf keinesfalls mehr als 5, höchstens 6 Fälle, in denen die beobachtete typische Feldneurasthenie im wesentlichen auf Rechnung einer durchgemachten Kommotion zu setzen gewesen wäre; alle 5 stammen aus dem ersten Kriegsjahr, ist noch längerer Felddienst vorausgegangen, so wird es immer schwer sein, eine andere Mitursache sicher auszuschließen. Sehr häufig aber ist die auslösende Rolle der Kommotionen und auch anderer körperlicher Traumen, der Quetschungen durch Verschüttung, der Kolbenschläge oder -stöße, der Wirbelsäulenprellungen (die gewöhnlich als *Commotio spinalis* laufen), einfacher heftiger Stürze (in den Graben, in Granattrichter, beim Angriff u. dgl.), schließlich auch einer ernsteren Verwundung; alles dies kann den Tropfen abgeben,

---

sondern konstitutionellen Neuropathien an, bei denen symptomatisch alles vorkommt — neurasthenische, epileptoide, hysterische, katatone, cyclothyme, triebperverse usw. Einzelzüge.

der das Maß zum Überlaufen bringt. Dieser Zusammenhang ist gewiß noch häufiger, als er eingeräumt wird; die Leute bestehen ja gern darauf, das akute Ereignis allein verantwortlich zu machen, weil ihnen damit die „D. B.“ gesichert erscheint. Jedenfalls ist die Zahl der Feldneurastheniker, die sich im Anschluß an ein körperliches Trauma krank gemeldet haben (oder nach Abheilung der akuten Traumenfolgen krank, nämlich „nervös“ geblieben sind) recht erheblich. Wir hören da oft die Angabe: seither „ging es nicht mehr“.

2. Viel geläufiger ist uns die Rolle der *körperlichen Erschöpfung*. Strapazen, namentlich Märsche, aber auch Stellungsbau, Transporte mit Hindernissen, Schlafmangel, unzureichende Verköstigung, entkräftende Krankheiten — das sind die hauptschuldigen Erschöpfungsfaktoren. Weiterer Ausführungen über diese Ursachengruppe bedarf es nicht; sie sind in der kriegsmedizinischen Literatur reichlich vorhanden. Ich möchte nur daran erinnern, daß bei der reinen physischen Erschöpfungsneurasthenie desto gewisser, je reiner sie eine solche ist, das Verhältnis von Ursache und Wirkung am harmonischsten und die Behandlungsanzeige dementsprechend am einfachsten ist; womit nicht übersehen sein soll, daß nach einer gewissen Zeit auch die Erschöpfungsneurasthenie „prozessiv“ wird, „verschleppten“ Charakter zeigt und dann dem therapeutischen Handeln recht hartnäckig trotzen kann (s. u.). Daß die östlichen Kriegsschauplätze mit ihren Gewaltmärschen, Verpflegungsschwierigkeiten und seuchenhaften Erkrankungen den Löwenanteil der reinen Erschöpfungs-Feldneurasthenie stellten, ist selbstverständlich. In meinem fast ganz dem westlichen Schauplatz entstammenden Material bin ich daher mit dieser Neurasthenieform nur sehr wenig in Berührung gekommen.

3. Die *narkotische Überreizung* spielt eine ganz ungeheure ursächliche Rolle für die Entstehung der Feldneurasthenie, mag sie in Alkoholgenuß oder in Tabakgenuß oder in beiden übers erträgliche Maß hinaus bestehen. Die Probe kann man „ex juvantibus“ machen. Zahlreichen Feldneurasthenikern will weder die Entfernung aus dem Kampfgebiet, noch die Herbeiführung von Schlaf, noch die kräftigste Ernährung, noch Ruhe eine merkliche Besserung bringen; erst wenn man ihnen Alkohol und Tabak radikal entzieht, geht es — nach einem schmerzlichen Anfangsstadium — rasch aufwärts. Von den früher behandelten Symptomen sind es namentlich die Gedächtnisstörung und die Herzneurose, die oft aufs engste mit dem Narkotismus zusammenhängen und erst mit völliger Entgiftung des Körpers zu schwinden sich bereit finden. Von der betrüblichen Tatsache, daß so mancher sich draußen auch an andere Narkotica wie Pantopon, Morphinum u. dgl. gewöhnt, ist hier nicht zu reden; dadurch werden ja andere Bilder als das der Neurasthenie geschaffen.

Natürlich sieht man zuweilen auch die nervösen Folgen des Alkohol- und Tabakmißbrauches in den mehr spezifischen Bildern von alkoholischer Umwandlung der Persönlichkeit oder von umschriebener Nicotinvergiftung sich äußern. Häufiger ist aber doch die bloße Mitwirkung dieser narkotischen Überreizungen an der Gestaltung einer allgemeinen Neurasthenie.

4. Das *seelische Einzelerlebnis* findet seine eindruckvollste Vertretung in dem, was wir *Shock* zu nennen pflegen: ein überwältigendes, daniederwerfendes Erleben eines allerhöchsten, auf Augenblicke verdichteten Schreckens, Grauens oder Angstaffekts. Der Krieg von heute hat es leider alltätlich gemacht, daß diese Art Erlebnis sich auch auf Stunden auseinanderziehen kann, wie z. B. im Trommelfeuer oder nach Verschüttungen oder im Verwundetliegen zwischen den kämpfenden Fronten: Dinge, die vordem nur bei den ärgsten Katastrophen einmal, und noch früher als gewollte Menschenfolter vorkamen. Damit verwischt sich natürlich die Grenze zwischen dem Shock und den chronischen seelischen Erlebnisformen, von denen noch zu reden ist, zu fließenden Übergängen. Es finden sich aber auch viele Übergänge vom shockhaften zum einfach stark erregenden seelischen Einzelerlebnis; ein schwerer Nahkampf, eine gefährvolle Patrouille, ein Luftkampf und hunderterlei, dessen Abwandlungsfülle jeder Aufzählung spottet, kann Ausgangspunkt einer Feldneurasthenie werden, wenn auch mit wachsendem Abstand vom Shock immer mehr der bloß auslösende Charakter solcher Einzelerlebnisse vorherrschend wird. Eine besondere Gruppe bilden hier noch die „dienstlichen“ Erlebnisse engeren Sinnes. Heftige Zusammenstöße, Ab- und Versetzungen, Übergehungen bei der Beförderung oder Auszeichnung, Bestrafungen: deren ätiologische Bedeutung für die Entstehung der Feldneurasthenie man nicht unter, wenn auch ebensowenig überschätzen darf. Die Neurasthenie nach Shock kommt gewöhnlich erst nach dem Abheilen der akuten Shockwirkung zur Entwicklung; diese akute Wirkung ist hier nicht weiter zu beschreiben, aber jede ihrer Formen, die stuporöse wie die erregte, die angstpsychotische wie die „gansernde“ kann in typische Neurasthenie ohne hysterische Reste ausklingen. Die Shock-, überhaupt die Einzelerlebnisneurasthenie trotz oft lange, ja dauernd jeder Behandlung, sie ähnelt am meisten dem chronischen „Knacks“, den wir auch nach schweren körperlichen Traumen oft finden und der manchmal Jahre zu seinem Verwinden braucht. Sie neigt auch am stärksten dazu, noch in späteren Stadien plötzlich wieder Hysteriefarben an sich aufleuchten zu lassen, insonderheit unter dem Einfluß des bevorstehenden Wiedereintritts in den Dienst und der seelischen Ansteckung von hysterischer Umgebung her. Die „dienstlich“ wurzelnden Neurasthenien pflegen sich in ihrer Hartnäckigkeit mit den shockbedingten zu be-

rühren; symptomatisch kennzeichnen sie sich gern durch einen paranoiden Einschlag, indem das zwangsmäßige, grollende Immer-wieder-Wälzen des fraglichen Erlebnisses zu einem jede Therapie paralysierenden Kraftzentrum aufreibender nervöser Symptombildung wird.

5. Die *seelische Spannung* ist uns schon aus der Friedensätiologie der Neurasthenie wohlbekannt. Wie da, so bildet auch im Felde die verantwortungsvolle und dabei notgedrungen passive — die verantwortlich abwartende Spannung die am stärksten schädigende aller Spannungsformen. Wenn daher die körperliche Erschöpfung die klassische Neurasthenie-Ursache der östlichen Kriegsschauplätze ist, so gehört die echte Neurasthenie der chronischen seelischen Spannung ebenso sehr dem Stellungskrieg an, wie er sich vorwiegend in Frankreich, dann noch an der italienischen Front und im Osten zeitweilig und stellenweise, stets hier aber unter milderer Spannungsbedingungen (bessere Terrainsicherung, geringere Kampfbereitschaft und Kleinkampfrührigkeit des Gegners) ausgebildet hat. Die unerläßliche ständige „Bereitschaft“ des Stellungskrieges kann man wohl als das seelisch aufreibendste Moment des Frontlebens bewerten. Der Offizier, der sich überhaupt nicht mehr zu entkleiden wagt, auch in der sogenannten „Ruhestellung“ nicht, weil er halbwegs Schlaf nur dann findet, wenn er gewiß ist, jederzeit nur ein paar Augenblicke zum „Bereitsein“ zu brauchen — veranschaulicht den Innenzustand dieses Soldatentums am besten. Man nehme noch hinzu, daß die „Sicherung“ der Spannung sich wieder in tausend Einzelheiten bis zu den kleinsten Kleinigkeiten hinab zerlegt, für die alle gesorgt sein muß, wenn's in der entscheidenden Minute „klappen“ soll, und daß diese Sicherungen namentlich in kampflebhafterer Zeit durch Verluste beständig entwertet erscheinen, beständig „ausgewechselt“ werden müssen — um die nervenzermahlende Kraft dieser Schützengrabenspannung zu erfassen. Daß Spannungen besonderer Art, wie jene dienstlichen, die im monatelangen Warten auf eine Beförderung, eine Dekoration, eine Anerkennung überhaupt entstehen, häufig Mitfaktoren bei der Neurasthenisierung bilden, ist bekannt genug. Das Übermaß an Spannung ist es, das am allermeisten zur narкотischen Selbsthilfe treibt und damit einen weiteren Neurasthenisierungsfaktor sich selber herbeiholt. Auch für körperlich erschöpfende Momente, wie ungenügende Nahrungsaufnahme und Schlafmangel, kann die chronische seelische Spannung Ursache sein; zum Glück leistet hier die Gewöhnung meistens das in normalen Zeiten unmöglich Scheinende, Appetit und Schlaf trotz aller Spannung zu ermöglichen — oft genug freilich erst auf dem gefährlichen Umwege über die narkotische Betäubung.

6. Die *seelische Reibung* ist ein medizinisch etwas wenig gewürdigtes, in der soldatischen Alltagsjeremiade freilich desto ausgiebiger ver-



tretenes Moment der Neurasthenisierung. Der chronische Kleinkampf des Vorgesetzten mit zahlreichen Untergebenen, der Untergebenen mit manchem Vorgesetzten, der Soldaten mit vielen Kameraden, namentlich des sozial Höherstehenden mit dem sozial Tieferen, des Gebildeten mit den Ungebildeten; aber auch die Reibung mit den „Dingen“, der Kleinkampf mit der Zeit, in der etwas kaum fertigstellbar scheint und doch getan sein muß, mit den Hindernissen; mit physischem Ekel sowie mit dem eigenen Stolz, wobei der körperliche Widerwille gegen Unsauberkeit ebenso wie die Auflehnung gegen Zumutungen hinuntergewürgt sein wollen; bei zarteren Naturellen auch die Reibung mit dem eigenen Gewissen, das es verbietet, so entsetzliche Dinge zu tun und tun zu helfen, wie der Krieg sie nun einmal täglich zu tun verlangt — damit seien nur ein paar Beispiele dessen, um was es sich hier handelt, herausgegriffen. Im allgemeinen ist der Garnisondienst reicher an seelischer Reibung als der Frontdienst; der Stellungskrieg reicher daran als der Bewegungskrieg; der Stand des noch nicht chargierten Gebildeten besonders geeignet damit. Der Mann, der vom freien Beruf herkommt, leidet unter diesen Momenten am stärksten; der Beamte ist gewöhnt, derlei Dinge weniger tragisch zu nehmen, der aktive Soldat hat die am besten abgehärtete „seelische Haut“ dafür.

7. Die *seelische Umstellung*. Der Kriegausbruch zerbrach für Millionen von Menschen die jahrzehntelange Kontinuität ihrer seelischen Entwicklung. Was sonst immer nur Vereinzelte in einem Berufswechsel, einem katastrophalen Lebensschicksal einmal erfahren hatten, wurde Geschick der Masse: in einem Wirbelsturm des Erlebens weniger Tage aus ihrer Welt herausgerissen, in eine gänzlich neue, unerhörte von völlig veränderten Dimensionen und Inhalten, Intensitäten und Proportionen hineingestoßen zu werden. Wie ungebeuer der Riß, der diese beiden Welten trennt, das vermag nur der ganz zu erfassen, der damals, in den Tagen des Juli-Endes und August-Anfangs 1914, die Umstellung an sich selber vollzogen, selber an die Stelle des Beamten, Lehrers, Richters, Kaufmanns, Handwerkers, ja selbst Arbeiters den Feldsoldaten gesetzt hat; wir Ärzte können hier nur annäherungsweise nachfühlen, weil wir immer noch, bei aller Durchlöcherung unseres Lebensschicksals durch den Krieg, ein sehr wesentliches Stück des vorigen Daseinsinhaltes, eben das Wesentliche unserer Berufsleistung, in die Front hinübernahmen.

Wie wirkt es auf eine Menschenseele, wenn sie das meiste von den Inhalten, namentlich den intellektuellen, aber auch den emotionalen, ja den moralischen und ästhetischen, von Interessen, Zielsetzungen, Strebungen, Wertungen usw., die sie bisher erfüllt hatten, beiseitestellen muß, um sich auf ganz neue Erlebnisgehalte, aber auch Erlebnisformen einzurichten? Dieses Experimentum, keinem Labora-

torium je erreichbar und der Wirklichkeit gewöhnlich nur zufällig einmal beschieden, hat der Krieg in gigantischem Maßstabe veranstaltet. Er wirkte zunächst befreiend, erneuernd, sagen wir einmal nüchtern ärztlich: „erholend“. Und das nicht bloß in der Zeitspanne der ungeheuren allerersten Erregung, in den vielberufenen Augusttagen, die gerade auch seelisch den Deutschen als die Geburtswehen einer neuen Zeit symbolisch wurden. Die ganzen ersten Kriegsmonate erfuhren viele, ungezählt viele an sich wie eine Ausspannung allergrößten Stils, wie eine Kur, in der sie sich verjüngten und kräftigten; jeder fast sah sich mehr leisten, als er sich jemals zugetraut hatte; der Wunsch, der vergeblich in manche Ferien, manche Sommer- oder Winterfrische mitgenommen worden war: einmal alles Alltagskrams für eine Weile gänzlich ledig zu sein, von nichts Beruflichem, Familiärem, Wirtschaftlichem, Gesellschaftlichem u. dgl. mehr eingeholt zu werden — nun hatte er seine Erfüllung über jedes Erwarten hinaus. Ich hörte einmal im Herbst 1914 einen älteren Reserveoffizier in Französisch-Flandern sagen: „Welch ein anderes Dasein, dieses Leben nur unter Männern und stündlich unter Einsetzung des Lebens selber!“ Und ein Künstler und Denker wie der Architekt Friedrich Ostendorf, der dann an der Lorettohöhe fiel, sagte um dieselbe Zeit im Ernste zu mir: „Wie nichtig und unwichtig war doch alle äußere Friedensarbeit, auf die wir uns soviel zugute getan, um die wir uns gestritten und verfeindet, abgemüht und aufgerieben haben! Ich sage jedem meiner Schüler hier, den ich treffe: Bleibt Soldaten, nur da schöpft ihr das Leben aus; und wer weiß, ob ich's ihnen nicht selber vormache.“

Den ersten Stoß versetzten diesem Erfrischungsbewußtsein die Darmerkrankungen im September 1914. Aus ihnen gingen wir zu Tausenden mager, geschwächt, etwas leidend hervor; und während wir uns davon, verhältnismäßig rasch, wieder erholten, kam der innere Umschwung des Krieges selber, der Stillstand des westlichen Angriffsfeldzuges, das Erstarren im Stellungskampf, der Einbruch des Winters ohne sichtbares Kriegsende: damit ändern sich die Wirkungen der seelischen Umstellung, fangen sie an — bei den einen rasch, bei vielen ganz unmerklich, schleichend — ins Gegenteil hinüberzuwechseln — in die Neurasthenisierung. Direkte Gefühle von Wertzerstörung und Sinnlosigkeit des Krieges tauchen auf; das Heimweh nach dem alten Leben, seinen Formen wie seinen Inhalten, erwacht. Und indem derlei doch nicht zum vollen Bewußtsein zugelassen werden darf — wenigstens nie dauernd, immer nur für seltene Augenblicke; indem die Einstellung auf die Kriegsleistung Pflicht wird, die allen entgegengesetzten Regungen Schweigen gebietet; indem diese Regungen doch naturgemäß immer lebendiger werden, durch wirtschaftliche Kümmeris, Familiensehnsucht, sexuelle Entbehrung genährt, an den Siegeszügen des Som-

mers und Herbstes 1915 sich festklammernd, um im Angesicht der Unvermeidlichkeit eines zweiten Kriegswinters doch wieder vor der Pflicht zum Ausharren sich verstecken zu müssen: wird die erzwungene seelische Umstellung, die immer dauerndere Verdrängung des ganzen bisherigen Lebens, der immer länger währende Verzicht auf den alten, stetig entwickelten Menschen zugunsten eines neuen, im Taumel improvisierten, dem doch eigentlich kein Entwicklungsgang winkt, der ja doch eines (relativ) nahen Tages wieder abgetan sein wird, um dem alten Platz zu machen — wird dies zu einer wesentlichen Quelle neurasthenischer Unterwühlung der Psyche.

Der geistige „Stumpfsinn“ des Grabenkrieges, den so mancher meiner Feldneurastheniker als Hauptschuldigen seiner inneren Zermürbung angeklagt hat, ist nur ein Einzelfall dieser Wendung. Denn der Grabenkrieg, den nicht erfunden und stets zu überwinden getrachtet zu haben ein ewiger Ruhmestitel deutschen Geistes bleibt, bringt eben nur das Sinnlose des Kriegsdaseins im Verhältnis zu den Friedenslebensinhalten besonders augenfällig zur Darstellung; mangels großen stürmischen Erlebnisses, das der Bewegungskrieg immer wieder beschert, setzt er die Diktatur der Pflicht gegenüber allen Regungen besonders hart und starr ein. Alles aufgeben, was man erträumt, erstrebt, erarbeitet, erstritten hat, um dieses Ringen hin und her, diesen Lebenseinsatz für Quadratmeter dafür einzutauschen: das ist eine besonders schwierige Umstellung, hierbei wird die Darniederhaltung der Friedenssehnsüchte eine besonders große seelische Strapaze. Es zermürbt mehr, in der Einförmigkeit alte Erinnerungen nicht übermächtig werden zu lassen, als in den leidenschaftlichen Erregungen und Spannungen, dem atemlosen Aufgabenwirbel, in den der Bewegungskampf jeden einzelnen hineinreißt.

Schließlich erhebt sich die Frage, ob nicht auch die erholende Anfangswirkung der seelischen Umstellung nur Schein war, ob nicht eine seelische Umstellung von so plötzlicher Gewaltsamkeit und so unerhörtem Umfang, wie der Krieg sie brachte, an und für sich schon den Keim der Neurasthenisierung in die Hirne der Betroffenen pflanzen mußte? Das ist natürlich schwer zu bejahen oder zu verneinen. Es läßt sich nur sagen: Das subjektive Verjüngungs- und Erholungsgefühl ist kein Gegenbeweis; sehen wir doch oft genug, daß neuartige und starke Zumutungen, die an einen lebensgereiften Menschen herantreten, ihn anfänglich zu erfrischen scheinen und sich nachträglich doch als Überanstrengungen herausstellen (Berufswechsel, späte Liebe, Wohnsitzwechsel, plötzliche Laufbahnaufstiege u. dgl.); wir kennen auch den anfänglichen, dann ins Gegenteil umkippenden Scheinerfolg sehr kräftiger medizinischer „Erholungs“maßnahmen, Luftwechsel, Höhenwechsel, Badekuren, Diätwechsel u. dgl. Bei aller Vorsicht im

Urteil sollte man daran denken, daß die ungeheure seelische Umstellung des Friedensbürgers zum Feldsoldaten, so subjektiv wohlthätig sie vielen erschienen ist und so objektiv wohlthätig sie in Ansehung mancher Einzelfolgen, wie der Verscheuchung der Hypochondrie, überhaupt selbstischer Züge, gewirkt hat, vielleicht doch als Ganzes objektiv der erste entscheidende Zug im Spiel der Neurasthenisierungsmomente gewesen ist.

Von ihrem symptomatischen Wert ist genug gesagt: sie hat wesentlichen Teil an dem, was der Feldneurasthenie eigen ist, denn von ihr gehen Gemütsdepression, Gedächtnisschwund, Interessenverödung, gutenteils vielleicht auch die Geschlechtstriebschwächungen aus; sie hat wesentlichen Teil aber auch an dem, was die Feldneurasthenie kennzeichnet, indem es ihr fehlt: die Nichthyponchondrie des Kriegers, noch des nervenschwach gewordenen, erklärt sich (außer aus physischen Abhärtungsfaktoren) hauptsächlich aus der Ablösung von einer seelischen Einstellung, in der die Wertung und Sicherung des eigenen Lebens eine so große Rolle spielt, wie es beim Kulturmenschen der Fall ist, und der Hinwendung zu einer Neueinstellung, in der überindividuelle Werte (Gehorsam, Einordnung, Kameradschaft, Hingabe, Selbstopferung) beherrschend sind. Auch hier mag nochmals daran erinnert werden, daß diese Neueinstellung notwendig ist, denn ohne ihr Gelingen ist Felddienst unmöglich, führt er zu raschem Zusammenbruch unter welchen neurotischen oder psychotischen Bildern immer es sei; daß sie aber in ihrer Notwendigkeit ein tüchtiges, und für viele ein hartes Stück Nervenarbeit bedeutet, dessen Aufwand als erster Beitrag zu späterer Neurasthenisierung wohl recht oft in Rechnung gestellt werden darf.

## 6.

Diese Ursachen der Feldneurasthenie treffen auf bestimmte **Persönlichkeiten** und wirken sich in ihnen aus. Der Anteil der „**individuellen Disposition**“ an der Entstehung von Feldneurasthenie (als eine „**Bedingung**“, wie man es heißt) erscheint so unübersehbar wie bei der Friedensneurasthenie auch und hat uns unleugbar sogar noch manche Überraschung beschert.

Wenn wir hier von „**individueller**“ Disposition sprechen, so muß das mit Vorbehalt verstanden werden. Die im strengen Sinne „**individuelle**“ Disposition interessiert den praktizierenden Arzt, der ihr seine individualisierende Behandlung anpaßt, oder z. B. den Biographen. Uns aber hier ist es natürlich gleichgültig, welche höchstpersönliche Krankheitsdisposition im Musketier Maier, im Vize-wachtmeister Müller oder im Hauptmann v. Lehmann angelegt ist; denn nicht von der Kriegsneurasthenie jedes dieser Herren, sondern von Kriegsneurasthenie im allgemeinen handeln wir. Dabei stößt uns die Frage der individuellen Disposition allerdings auf, aber nur insoweit, als auch die anscheinend „**individuelle**“ Disposition sich wieder einer allgemeineren Disposition, der Disposition zwar

nicht aller, aber der Disposition eines Teils aller, einer Gruppe zurechnen läßt. Was heute sehr oft Individual-Forschung (oder Differentialforschung; -physiologie, -pathologie, -psychologie usw.) genannt wird, ist im Grunde Gruppenforschung. Absolute Individualforschung gibt es auch; sie führt aber längst einen einfacheren, schönen Namen: sie heißt Geschichte — die Kunde vom absolut Einmaligen und Einzigartigen.

Hier also fragen wir, ob bestimmte Gruppen des Volkes durch ihre Disposition besonders leicht oder auf besondere Erscheinungsweise der Kriegsneurasthenie verfallen, und ob sich dadurch gewisse scheinbar individuelle Unterschiede bei unseren Kranken, Unterschiede der Erkrankungseigenschaft und der Erkrankungsform (-heftigkeit und -färbung) erklären.

Wie steht es um die Feldneurasthenisierung der Neuropathen? Wir sind bekanntlich angenehm überrascht gewesen, daß unsere „entnervte“ Kulturmenschheit sich in diesem Kriege Zumutungen gewachsen gezeigt hat, an die wir vorher nur mit Grauen hätten denken können, und auch im einzelnen haben manche „Neurastheniker“ draußen Erstaunliches geleistet, zur eigenen und zu anderer Verwunderung, während umgekehrt manche vermeintlichen „Nervenprotzen“ rasch versagt haben. Aber dieses Bild der Überraschungen hat sich mit längerer Kriegsdauer doch mehr und mehr korrigiert. Bestehen bleibt, daß die Nationen als Ganze einer ungeahnten Nervenprobe über jedes Erwarten hinaus genügt haben. Der Anteil der ursprünglichen Nervenschwächlinge und Nervenkränklirge an den neurotischen Kriegserkrankungen ist aber von Kriegsjahr zu Kriegsjahr augenfälliger in Erscheinung getreten. Wir sind gegenüber der Antwort auf unsere Frage: Belastung? überhaupt konstitutionelle Nervenschwächlichkeit? — kritischer geworden. Die Gefragten haben uns oft, vielleicht meist falsch beschieden, weil sie fürchteten, mit der Frage werde ihnen eine Falle gestellt, um ihre Dienstbeschädigungsansprüche abzufangen. Jeder wollte bis zum August 14 ein „kerngesunder Mensch“ gewesen sein, und oft durch Zufall nur kam es zur nachträglichen Kenntnis, wie deutliche Zeichen des Nervenkränkings er seit jeher, des Neurasthenikers er mindestens seit längerem schon dargeboten hatte. Bei den Jugendlichen bleibt ja selbst für den Sachkundigen oft genug die Unsicherheit bestehen, wie weit die Unausgeglichenheiten der Entwicklungsjahre sich noch auswachsen werden oder Stigmen der Neuropathie bedeuten. Jede Statistik über den Anteil der Belasteten, der Neuropathen und der schon im Frieden neurasthenisch Gewordenen ist also eine sehr schwankendes, sehr frisierbares Ding mit einem nur zu reichlichen X-Konto zur Bilanz-mache. Ich beschränke mich daher auf eine ganz ungefähre Schätzung, wenn ich für 1500 daraufhin geprüfte Fälle meines Materials 285, also 19% als Neurasthenien, die konstitutionell deutlich vorbereitet waren, nenne und hinzufüge: dies scheint mir immerhin etwas weniger zu sein, als eine parallele Prüfung am Material der Friedenspraxis ergibt. Dies würde ja nun gut stimmen zu dem, was sich schon deduktiv her-

leiten ließe: daß der Krieg mit seiner Nervenschädigungskraft doch stärker ins Lager der konstitutionell Gesunden hinübergreift als die Zumutungen des Friedenslebens es taten. (Die Erwartung, die Anteilziffer der Neuropathen müßte dann von Kriegsjahr zu Kriegsjahr zurücktreten, wird durch die erwähnte bessere Ermittlung dieses Anteils mindestens ausgeglichen, wo nicht überkompensiert.) Ein nervengesundendes Handwerk, wie es anfangs manche sich zurechtgelegt haben, ist also der moderne Krieg bei längerer Dauer jedenfalls nicht; heute besteht wohl kaum noch ein Meinungsstreit selbst im Publikum, daß der Friedensschluß mehr heruntergewirtschaftete Nerven vorfinden wird, als der Kriegsausbruch vorfand. Was aber die Verteilung der Konstitutionalität auf die einzelnen Kriegsneurosen anbetrifft, so habe ich den ganz entschiedenen Eindruck, daß die hysteroiden und hysterischen Neurotiker in wesentlich höherem Anteilsatz „vorbelastet“, konstitutionelle Schwächlinge und Kränklinge sind als die einfachen Kriegsneurastheniker. Eine Ramschschätzung: jene zu drei Vierteln und mehr, diese noch lange nicht zur Hälfte. Die Kriegsneurasthenie ist die natürlichere, paradox gesprochen: die gesündere krankhafte Reaktion des Nervenapparates auf die Kriegserlebnisse gegenüber der hysterischen. Auch das stimmt zu den Friedenserfahrungen (an der männlichen Bevölkerung): es gehört (beim Manne) nicht bloß eine andere sondern mehr Abnormität dazu, um hysterisch, als um neurasthenisch zu werden. (Fürs Weib freilich gilt eine so einfache Formel nicht!)

Von der neurotischen Disposition der **Volksstämme** sind gelegentlich (z. B. auf der Münchener Psychiater- und Neurologentagung im September 1916) Behauptungen aufgestellt worden, die sich wohl selber nicht vermessen, mehr als die Wiedergabe von ziemlich unbestimmten „Eindrücken“ zu sein. Auch ich hatte solche „Eindrücke“, aber ich gebe sie mit allen Vorbehalten wieder, schon weil mein Material (das Mannschaftsmaterial; am Offiziersmaterial habe ich die Eindrücke nicht bestätigt gefunden) überwiegend badisches Material war, in dem die andern Stämme nur gelegentliche Einschüsse bedeuteten. Mir kam es vor, als ob der echte, lehrbuchmäßige Neurastheniker (der „reizbar Schwache“) besonders rein bei den Sachsen sich vorfinde, während die Alemannen (Oberbadener, Württemberger und Elsässer Oberländer) das neurasthenische Bild öfter durch den depressiven, gehemmten Einschlag, und die Pfälzer es durch den hysteroiden verfärben. Die pfälzische Beobachtung würde sich, da die Pfälzer zur rheinfränkischen Stammesgruppe zählen, mit der Beobachtung anderer über die starke Hysteriedisposition der Rheinländer decken.

Die Selbsterhaltungskraft der deutschen Stammespsyche ist eine geradezu rätselvoll anmutende Tatsache des deutschen Volksseelenlebens.

„Vergegenwärtigen wir uns einmal die seltsame Tatsache: Von des Julius Cäsar Berührung mit den Germanen an schwirrt eine schier verwirrende Fülle deutscher Stammesnamen durch das erste Jahrtausend n. Chr.; gewaltige Werte der nationalen Erinnerung haften an nicht wenigen von ihnen — Teutonen, Langobarden, Goten, Burgunden — aber alle gehören sie heute der grauen Vergangenheit an, und wir sind uns wohl bewußt, daß umwegige Übertragung im Spiele ist, wenn die Gegenwart ihre Namen für Heutiges wiedererweckt, etwa das Ideal des ‚gotischen Menschen‘ predigt. Rund ums Jahr 1000 jedoch zeigt uns die deutsche Landkarte im historischen Atlas ein paar Bezeichnungen, die seither fast unveränderte Bedeutung und Geltung behalten haben: es sind die Stämme der Sachsen und Franken, der Bayern und Alemannen (mit den kleineren Verbindungsstreifen der Hessen und Thüringer), in die sich damals wie heute noch Deutschland gliedert. Um diesen Tatbestand in seiner ganzen Tragweite zu würdigen, heißt es sich vergegenwärtigen, was zwischen damals und heute liegt: Der Zerfall des mittelalterlichen Reiches, die Reformation, der Dreißigjährige Krieg, das Aufkommen und der Aufstieg Preußens, die napoleonische Fremdherrschaft, das Aufgehen fast ganz Norddeutschlands in Preußen, die Reichsgründung und nicht zuletzt die ungeheure wirtschaftliche Umwälzung des letzten halben Jahrhunderts mit ihrem unermeßlich dahinflutenden Strom von Binnenwanderung und Wohnsitzverschiebung. Kein zweites Kulturvolk ist im zweiten Jahrtausend christlicher Zeitrechnung so rücksichtslos durcheinandergerüttelt worden wie das deutsche. Wie soll man es fassen, daß nach solchen tausend Jahren noch immer in denselben Heimaten Sachsen und Franken, Bayern und Alemannen hausen?

Hier harrt in der Tat ein völkerpsychologisches Problem von höchster Bedeutung, aber auch von größter Verwicklung seiner Inangriffnahme und Aufhellung. Wir vermögen seinen Kern hier eben nur anzudeuten: unmöglich ist natürlich die Vorstellung, als seien die heutigen Einwohner Hannovers, Westfalens, Holsteins, der Hansestädte — oder der Rheinlande und der fränkischen Kreise Bayerns — oder Altbayerns und der österreichischen Alpenländer — oder der deutschen Schweiz, des elsässischen, badischen, württembergischen Oberlandes, Westtirols — — als seien sie in ihrer Hauptmasse unmittelbare Abstammlinge jener Sachsen, jener Franken, jener Bayern, jener Alemannen von Anno 1000. Möglich ist allein, daß ein selbhafter Teil jedes dieser Stämme sich die bald tröpfelnde, bald flutende fremde Zuwanderung immer wieder vollkommen ‚assimiliert‘ hat; zu einem kleineren Teile durch Heirat, zum ausschlaggebenden Teile durch das Einleben in Mundart und Sitte, auf welchem ‚Umgewöhnungswege‘ die fremden Elemente spätestens in der zweiten Nachkommengeneration den wesentlichen Erscheinungs- und Haltungstyp der neuen Umgebung an sich ausbildeten. Es ist eine der imposantesten Erscheinungen aus dem psychophysischen Kräftespiel des ‚Milieus‘, der Umwelt, die aus dieser tausendjährigen Selbsterhaltung der deutschen Stämme zu uns spricht, zugleich freilich ein Zeugnis dafür, daß in dieser Stammesgliederung etwas dem deutschen Volkswesen Gemäßes enthalten sein muß — sonst hätte sie nicht die Umwälzungen eines Jahrtausends standhaft überdauern können, während spurlos untergegangen ist, was an Stammesteilung der Deutschen ihr voraufging.“

Ich zitiere diese Sätze aus meiner kleinen Abhandlung „Der badische Geist“ (veröffentlicht in der Festnummer des Karlsruher Tageblatts zum 60. Geburtstage Großherzogs Friedrichs II.). — Psychopathologisch hat das Stammesseelenproblem erst Anfänge einer Würdigung erfahren (Selbstmordneigung der Obersachsen; Anteil der Schwaben am manisch-depressiven Irresein). Der Krieg hat viele Einzelzüge der Stämme augenfällig gemacht; die Verwertung ist heikel — alle wollen natürlich gleich „tapfer“ gewesen sein, ungefähr wie sie im Frieden

alle gleich „bieder“ sein wollen. Es stände zu wünschen, daß nach dem Kriege die Heeresverwaltung uns die Erarbeitung objektiver Befunde auf dieser völkerpsychologischen und völkerpathologischen Linie an dem ihr verfügbaren Material gestattete — und daß von dem vielen schönen Gelde, das jetzt für Forschungsaufgaben organisatorisch flüssig gemacht wird, einiges auch für diese Probleme abströmte; denn die Zukunft der Nation ruht weniger denn je einseitig auf Vervollkommnungen der technischen Besitztümer und mehr denn je auf geistigen Selbsterkenntnissen und Selbstbesinnungen, die für ihre Ausrichtung nach den Einsichten der Psychologie rufen. Der nämliche Wunsch umspannt übrigens die sozialpsychologischen Probleme mit, die in unserer nächsten Betrachtung aufgeworfen sind. Wir zweifeln nicht, daß eine im großen Stile angelegte Durchforschung des krankenstatistischen Gesamtmaterials auf die Fragen: Volksstamm und Kriegsneurasthenie — und: Beruf und Kriegsneurasthenie — Antworten zu geben vermöchte, die über unsere heutigen subjektiven und intuitiven „Eindrücke“ doch um einiges hinausreichen.

Um nicht mehr als Eindrücke kann es sich auch bei der Verteilung der feldneurasthenischen Erkrankungen auf die **Berufe** handeln. Wir versagen es uns hier, auch nur die Eindrücke zu äußern, da solcher Äußerung starke Berufsempfindlichkeiten im Wege stehen, die nur durch exakte Statistik aufgewogen werden könnten. Die aber dürfen wir erst von der Bearbeitung der Materialien nach dem Kriege erhoffen.

Was die **Lebensalter** anlangt, so wird ein ganz entschiedenes Hervortreten der juvenilen Persönlichkeiten auf der einen, der präsenilen auf der andern Seite im Bilde der Feldneurasthenie sichtbar. Das bedeutet gegenüber dem Friedensbilde eine charakteristische Verschiebung. Denn in diesem dominiert durchaus die Höhe des Mannesalters, die Zeitspanne zwischen 30 und 45 Jahren. Sie liefert weitaus die meisten „Neurastheniker“. Gerade dieses Alter aber hat die Zumutungen der Front erstaunlich gut bestanden. Ihnen hat sich weniger gewachsen gezeigt, was bei Kriegsbeginn an der Schwelle der Mitte Vierzig stand oder sie schon überschritten hatte; die neurasthenischen Zusammenbrüche zeigen bei diesen Männern häufig eine Verflechtung mit arteriosklerotischen Symptomen, wenngleich manchmal leichtester Art (allererste Blutdrucküberhöhungen, Andeutungen der Schlafverkehrung — Schlafsucht am Tage, Schlaflosigkeit nachts u. dgl.), sowie mit myokardischen, koronaren oder aortitischen Veränderungen. Ehemalige Lues verwickelt das Bild naturgemäß noch mehr, frühere Exzesse in Alkohol oder Tabak desgleichen. Häufig sind die Menschen dieser Gruppe im Zusammenbruch erstaunlich gealtert; ihr Bild erinnerte mich frappant an jene Krisen des plötzlichen Alterns, die ich in meinem kurz vor dem Kriege gehaltenen Vortrage „Vom Altern und Kränkeln“ geschildert habe. Umgekehrt bieten die juvenilen Fälle manchmal ein geradezu „infantiles“ Bild. Die mangelnde Ausreifung des ganzen Organismus, mit welcher die 17–19jährigen, viele als Freiwillige, hinausgingen, damals von schöner Begeisterung erfüllt, tritt nun an



allen Ecken und Enden zutage. Sie sind kindlich in ihrer Ratlosigkeit, schuljungenhaft in ihren Ausreden und Übertretungen ärztlicher Gebote; sie wissen mit dem ungeheuren Erlebnis, das sie niedergeworfen hat, noch nichts Rechtes anzufangen; das Pflichtbewußtsein ist vielfach für lange in ihnen zusammengebrochen, da es noch nicht organisch genug entfaltet, anfangs von der Erregung der begeisterten Hingabe aufgepeitscht und dann mehr krampfhaft aufrechterhalten war. Der Tabaknarkotismus richtete in diesen Konstitutionen besonders akute Verwüstungen an, symptomatisch sind sie fast alle mit ausgeprägten Zügen der vasomotorischen Neurose behaftet — Herzneurose, fliegende Röte, Schwitzen; objektiv ist ein besonders häufiger Befund, den ich mit Wagenmann oft durchgesprochen habe, die Erweiterung der Venen im ophthalmoskopischen Bilde, was auf einen ähnlichen Zustand der Hirnblutgefäße Wahrscheinlichkeitsschlüsse zuläßt; sexualneurotische Dinge können das Ganze vervollständigen. Es ist eine in vielem „schwierige“ Patientenklasse, bei der pädagogische Maßnahmen oft angebrachter scheinen als medizinische, und die uns, gleich Knospen, die noch vor dem Erblühen ein Frost geschädigt hat, doch innig dauert. Sie werden nach meinem Eindruck zu den gebrochenen und verpfuschten Existenzen aus der Kriegszeit später einen erklecklichen Anteil stellen.

Die Verhältniszahl der Juvenilen zu sämtlichen Neurasthenikern ist bei der Feldneurasthenie sicher größer als bei den neurasthenischen Erkrankungen des Friedens, wenigstens soweit sie zur Kenntnis des Arztes kommen<sup>1)</sup>. Freilich müssen wir uns immer sagen, daß viele von den Beschwerden, die jetzt einen Soldaten in militärärztliche Behandlung oder wenigstens Untersuchung führen, unter normalen Lebensverhältnissen durch Ausspannung, Sommerfrische, Ferien, z. T. auch einfach durch Abwarten, Selbstbehandlung, auch durch Pfuscherkuren beseitigt oder gebessert werden, ohne dem Arzte vor Augen zu kommen. Man kann einwenden, daß dies für alle Lebensstufen gelte. Ich möchte aber glauben, daß es doch für das juvenile Alter ganz besonders gilt. Den Knaben mit nervösen Erscheinungen schleppen die Eltern noch oft zum Arzt, den alternden Mann drängt seine Familie, auch wohl die eigene Sorge um die Zukunft zur Konsultation, aber die Jünglinge zwischen 17 und 25 kommen doch nur, wenn besondere Ängste, wie masturbatorische Hypochondrie, Syphilophobie, krankhaftes Erroten u. dgl. sie quälen; ein bißchen Abarbeitung, auch Abgelebtsein (wie es bei flotten Studenten, Kaufleuten usw. vorkommt) wird meist

<sup>1)</sup> Unter 300 feldneurasthenischen Mannschaftsfällen eines einheitlichen Zeitabschnitts (November 15 bis einschl. Februar 16) waren 73, also fast  $\frac{1}{4}$ , unter 25 Jahre alt. In einem Durchschnitt meiner Friedenspraxis von 3 Jahren zähle ich höchstens  $\frac{1}{7}$  derselben Altersstufe. Am Offiziersmaterial stellt sich das Verhältnis für die Juvenilen eher noch ungünstiger.

der Selbstaushheilung überlassen. Wenn wir also überhaupt mehr Neurasthenische beim Militär zu sehen bekommen als im Zivil, so dürfte der Zuwachs bei den juvenilen Opfern der Neurasthenisierung doch besonders groß sein. Das erschwert naturgemäß die Schätzung, ob wirklich im Felde mehr Juvenile als im bürgerlichen Leben, im Vergleich zur Zahl der neurasthenisierten Ausgewachsenen, neurasthenisch geworden sind, anders gesagt, ob das Jünglingsalter für die neurasthenisierenden Einwirkungen des Frontdienstes prädisponierend ist.

Ich glaube das trotzdem. Mich unterstützen darin „deduktive“ Erwägungen, eben die Betrachtung des Mißverhältnisses zwischen der noch unausgereiften Psychophysis des jungen Menschen und den an sie heranretenden Anforderungen. Es ist keineswegs so, daß der Mensch um 20 herum seine größte körperliche und seelische Widerstandsfähigkeit besitzt. Die Scheitelpunkte dieser Widerstandsfähigkeit laufen für die einzelnen physischen und psychischen Funktionen sehr verschieden. Mit 20 haben wir wahrscheinlich die größte Merkfähigkeit und die größte Gelenkigkeit. Alles Lernen wird in der zweiten Hälfte der zwanziger Jahre schwieriger, alles Turnen, Laufen, Klettern, Spielen ebenso; schon vom 25. Jahre ab sind wir vergeßlicher und steifer. Aber Körper und Geist wachsen erst später immer harmonischer zusammen, und es gibt uns doch zu denken, daß Frithjof Nansen nach seiner Durchquerung Grönlands schrieb, er werde künftig nur noch Männer zwischen 30 und 40 für eine solche Expedition auswählen, denn nur die hätten sich in der „moralischen“ Widerstandsfähigkeit gegenüber allen körperlichen und seelischen Zumutungen eines solchen Unternehmens bewährt. Im Felde ist es nach meiner heutigen Erfahrung ganz besonders die Verantwortlichkeit für andere, welcher der Jüngling noch nicht gewachsen ist. Wiederholt habe ich aus juvenilen Feldneurasthenikern herausgebracht, das Aufreibendste für sie sei immer wieder die Befehlserteilung in verantwortungsvollen Situationen gewesen: etwa der Gedanke, Familienväter opfern zu müssen u. dgl. Ein 24-jähriger Feldpolizeibeamter, äußerst tüchtig, versagte bald nachdem er Abteilungschef geworden war und dabei Entscheidungen über Menschenleben zu fällen hatte, trotz geringerer Arbeitslast als vorher; im Frontdienst selber hatte er als Untergebener nie seine Kaltblütigkeit verloren. Es gehört zu den lockenden Eigenschaften des Fliegertums, daß es diese Verantwortungen dem einzelnen abbürdet und ihn in der Hauptsache auf sich und seinen Wagemut stellt; darum bewähren sich hierbei die Jünglinge so außerordentlich. Wir kennen ja auch aus dem Frieden die aufreibende Wirkung zu früh erlangter verantwortlicher Stellungen; sie ist bei uns Deutschen besonders naheliegend, weil unsere Erziehung keine rechtzeitige Schulung der Verantwortung für andere kennt (außer der militärischen), im Unterschied von der englischen, die uns darin

überlegen ist, und die Verantwortungsfähigkeit für Mitmenschen bei uns erst im Lebensberuf, d. h. bei den führenden Schichten der Nation erst um 30 herum, langsam erworben werden muß.

In der Auffassung der juvenilen Feldneurasthenien als vorwiegender Verantwortungsfolgen bestärkt mich auch die Traumsymptomatik der jungen Feldneurastheniker. Ihre Klage über ununterbrochenes Träumen von Kampfsituationen ist viel ständiger als bei den älteren Kranken; sie träumen ewig von der zersprengten Kompagnie, „alle Leute waren futsch“, „ich hatte nur noch einen Mann“, „ich habe geträumt, meine drei besten Patrouillengänger seien übergelaufen“ (danach in Angstschweiß gebadetes Erwachen) und diese Träumerei trotzt oft am längsten jeder Ausspannung und Behandlung. Der juvenile Mensch träumt ja nun freilich überhaupt mehr und reger als es später der Fall bleibt; namentlich die pavorösen Träume aller Grade sind bei ihm mehr vertreten als im ausgewachsenen Alter. Sein Unbewußtes hat sich eben mit mehr unerledigten moralischen Tagesresten abzuquälen; in der Jünglingspsyche bleibt mehr unbewältigt als in der Mannesseele, die auch moralisch mit den Erlebnissen bewußt fertig zu werden pflegt. Das ist die allgemeinere Erfahrung und Erklärung, der sich die speziellere der juvenilen Unfertigkeit gegenüber den moralischen Frontanforderungen, das juvenile neurasthenische Versagen davor und die Kampfträumerei der juvenilen Feldneurastheniker einordnet.

Manche Jünglinge sind freilich auch schon mit einiger Neurasthenie ins Feld gegangen — aus der Abituriumsvorbereitung, aus masturbatorischen Exzessen, aus etwas wüsten ersten Studentensemestern, einer ersten Liebesenttäuschung oder geschlechtlichen Erkrankung u. dgl. heraus. Aber die „Vor-Neurasthenie“ ist ininigem Umfange bei allen Lebensaltern dagewesen, im Durchschnitt bei den höheren am stärksten. Es kam hinzu, daß der Krieg am Ende eines Arbeitsjahres (für hunderttausende Männer der höheren Stände), dicht vor den winkenden süddeutschen und westdeutschen großen Ferien, den Gerichtsferien, den meisten Beamtenurlauben ausbrach. Obwohl er, wie schon erörtert, vielen zunächst eine Art Kur größten Stils erschien, in der sie sich ungeahnt zu verjüngen meinten, ist es doch nicht von der Hand zu weisen, daß dieser ungünstige Jahreszeitfaktor (das „Jahr“ sozial verstanden) die Neurasthenisierung, zuerst die unbemerkte, beschleunigt hat. Aber es verlohnen sich keine vielen Erörterungen hierüber. Denn die Frage der Vorneurasthenie ist überhaupt nicht einigermaßen exakt zu erfassen. Sie ist gänzlich auf subjektive Aussagen angewiesen und die Aussagewilligkeit des Kranken wie seiner Umgebung bleibt meistens sehr problematisch. Die D. B. legt sich beschattend und verschleiernd darüber! Viele, viele, die sicher schon recht nervenzermürbt vom Leben waren, wollen „kerngesund“, „ein bißchen

abgearbeitet, aber das war kaum der Rede wert“ u. dgl. gewesen sein, um sich die Feldneurasthenie erst im Felde geholt zu haben. Im ganzen hat ja auch unser Neurasthenie-Zeitalter die ungeheure Nervenprobe über alles Erwarten bestanden, so daß auch von diesem Gesichtspunkte her gesehen die Frage, wieweit die Feldneurasthenie auf dem disponierenden Boden einer Vorneurasthenie gewachsen sei, von keiner großen Wichtigkeit erscheint.

Es sind heute mancherlei Stimmen vernehmbar, die der Auffassung der Neurasthenie als einer Kulturkrankheit des westeuropäischen hochkapitalistischen Zeitalters auf Grund der Kriegserfahrung entgegentreten möchten; der Krieg habe eine unerhörte Nervenstandhaftigkeit der Kulturvölker erwiesen. Jedoch eine solche Widerlegung unterstellt Behauptungen, die nie vertreten worden sind und verkennt gleichzeitig die seelische Tragweite der neurasthenischen Alteration. Gerade wer in der Neurasthenie (oder Nervosität) als Massenerscheinung eine zeitliche Reaktion gewisser Schichten der Kulturmenschheit auf bestimmte Kulturerscheinungen sah, schrieb damit der Neurasthenie, sofern sie als „Volkskrankheit“ auftrat, einen verhältnismäßig flüchtigen, eben „reaktiven“, mit bestimmten Erlebnissen, welche die zeitliche Umwelt schuf, kommenden und gehenden Wesenscharakter zu; gerade wer im Gegenteil (wie z. B. Moebius) die Neurasthenie als Erscheinungsform ererbter Keimschädigung, als Degenerationskrankheit auslegte, mußte ihre seelisch schädigenden Wirkungen viel düsterer einschätzen. Wir Verfechter der kulturpathologischen oder sozialpathologischen Theorie der Massenneurasthenie haben aus den Symptomen dieser Erkrankung niemals besonders tragische Schlüsse auf die Leistungsfähigkeit der davon befallenen Menschheit abgeleitet; so wenig wie wir die religiöse und künstlerische Produktivität und die ekstatische Ertragungsfähigkeit für Leiden in den kulturhysterischen Zeitaltern jemals bestritten haben. Mein eigener Versuch „Nervosität und Kultur“ (1902) bemühte sich ja gerade, die besonderen Leistungen unserer Zeit z. T. aus dessen nervöser seelischer Struktur zu begreifen, und ähnlich sind ja auf geisteswissenschaftlicher Seite Lamprecht und Sombart, denen ich selber wesentliche Anstöße der Betrachtung verdanke, vorgegangen. Nirgends begegne ich der Behauptung, der kulturneurasthenische Mensch werde großen Anforderungen, z. B. kriegerischen, nicht gewachsen sein. Wohl aber haben Autoren wie Hoche gelegentlich richtig betont, daß voraussichtlich die nervöse Struktur nur im kulturellen Rahmen der hohen „Lebenssekurität“ gedeihe und durch katastrophale Zumutungen an die Kulturmenschheit sofort weggeblasen sein werde. Das Kriegserlebnis bedeutete eben die gewaltigste „Umstellung“ (s. o.), die der neurasthenischen Psyche widerfahren konnte. Die Kriegsneurasthenie ihrerseits bedeutet dann eine ganz neuartige Reaktion (soweit sie überhaupt als reaktive Abnormierung angesprochen werden kann; darüber s. u.), eine neurasthenische Reaktion auf die spezifischen Kriegserlebnisse, die wir unter den seelischen Ursachen oben geschildert haben — Erlebnisse, auf welche in weitem Umfange bei andersgearteten Naturen auch hysterische Reaktionen sich eingestellt haben. Zwischen der Kriegsneurasthenie und der Friedensneurasthenie aber lag die Zeitspanne, wo auch die Kulturneurastheniker (die „Reizbaren“) sich verjüngt, erfrischt, wie erlöst von den Millionen nichtigen Reizen des modernen Lebens, endlich eingestellt auf ganz große, ganz einfache, heroische Aufgaben primitivster Struktur fühlten: in die sie wie in ein Stahlbad hineintauchten. Ein Versagen vor diesen Aufgaben hätte man nur bei denen vermuten können, deren ursprünglich reaktive Neurasthenie schon „prozessiv“ geworden (s. u.) und damit aus einer seelischen Reaktion zu einem physiologischen Zerstörungsprozeß geworden war. Diese Art

Neurastheniker sind denn wohl auch meist nach kurzer krampfhafter Anspannung der letzten Kräfte im Kriege rasch zusammengebrochen. Aber sie waren ja überhaupt eine winzige Minderheit, die für unsere kulturpathologischen Analysen nie eine Rolle gespielt hatte. Übersehen möge man auch nicht, daß ich persönlich ganz besonders streng die Kulturneurasthenie auf die bürgerlichen, und zwar die hochbürgerlichen „Massen“ begrenzt habe, die ja neben den ländlichen und den proletarischen Massen verhältnismäßig kleine, wenn auch kulturell entscheidende Schichten darstellen. Und wenn ich in „Nervosität und Kultur“ rückwärtsschauend die neurasthenische Kulturreaktion dieser Schichten darstellte, so habe ich schon kaum ein Lustrum danach, in „Nervenleben und Weltanschauung“ (1906) die Symptome gesammelt, die auf eine auch für diese Schichten bereits beginnende Überwindung der nervösen Reaktion, auf sich ankündigende Beruhigung und Sammlung der bürgerlichen nervösen Psyche hinweisen. Ich glaube, daß dieser Prozeß fast ein Jahrzehnt danach, als der Krieg kam, schon wieder ein gut Stück weiter gediehen war, so daß der Weltkrieg das hochbürgerliche Geschlecht überhaupt nicht mehr auf der Höhe seiner Kulturneurasthenie überrascht hat. Einiges hierzu wird im theoretischen Abschnitt unten noch zu bemerken sein.

## 7.

Über die **klinische Entfaltung** der Feldneurasthenie können und mögen nur wenige Worte gesagt sein. Bei aller Vielfältigkeit der genetischen Bilder und unbeschadet einzelner Fälle, in denen der Zusammenbruch, an den sich die Neurasthenie anschließt, anscheinend ohne wesentliche Vorzeichen nach einem katastrophalen Erlebnis eintritt — scheidet sich im ganzen, in der überwältigenden Mehrzahl ihrer Fälle, die Neurasthenie dennoch gerade dadurch von der Hysterie, daß ihr chronischer Zermürbungscharakter, das Langsam mahlen ihrer Mühlen, sich von der katastrophalen, blitzartigen Reaktion der Hysterischen aufs bezeichnendste abhebt. Über zwei Drittel aller von mir gesehenen Feldneurasthenien waren schubweise zur Entfaltung gekommen. Schleichend oder im Anschluß an eine umschriebene Ursache hatten sich diese und jene Symptome eingestellt; ruhigere Zeit, ein Urlaub, ein Frontwechsel, brachte Erleichterung, vielleicht sogar Schwinden; nach Monaten, nach Jahr und Tag kehrten die Beschwerden, meist hartnäckiger und heftiger wieder; Urlaub oder Krankmeldung; Heilung oder Besserung; nach einigen Monaten verstärkter Rückfall, Zusammenbruch. Es ist eintönig immer wieder die gleiche „Geschichte“ (im wirklichen Sinne dieses Wortes). Einer meiner Hilfsärzte sagte einmal scherzhaft, er brauche zu der Aufnahme der Anamnese kaum noch den Patienten. Der Rhythmus der stufenförmigen Steigerung, die Länge der Nachlässe, das ist natürlich im Einzelfalle sehr verschiedenartig. Aber nach meiner Zählung finde ich unter 2000 Fällen kaum 50, in denen aus vollem Gesundheitsgefühl heraus plötzlicher Zusammenbruch durch ein reaktionsstarkes Erlebnis herbeigeführt wurde, und diese verteilen sich in der Mehrzahl übers erste Kriegsjahr. Solche Zusammenbrüche sind eben meist nicht in

neurasthenischen, sondern in hysterischen und hysteroiden Formen erfolgt.

Der Punkt, von dem ab „es nicht mehr geht“, wird natürlich durch manche äußerliche Faktoren mitbestimmt; in ruhigen Zeiten schleppt sich auch der recht Neurasthenische immer noch erträglich weiter; gegenüber starken Anforderungen — schwere Schlacht, große Vormärsche, hochgesteigerte Ausbildungsarbeit, verantwortungsvoller Posten überhaupt — wird seine Lage kritisch, schließlich unhaltbar. Aber jede Neurasthenie hat außerdem ihren „inneren“ kritischen Wendepunkt. Er liegt dort, wo die reaktive Abnormität prozessiv<sup>1)</sup> wird — wo die abnorme Reaktion der Psyche beginnt, die eigentlich physiologische Struktur des Organismus zu alterieren. Bis dahin schwankt das Befinden, trotz mancher episodischen Spontanooszillationen, doch in der Hauptsache mit den Erlebnissen; je nachdem ist die Stimmung gereizt oder besser, sind die Nächte traumgequält oder ruhig, ist auch das Aussehen leidend, gespannt, erregt, oder unauffällig, selbst blühend. Mit einem Male beginnt eine rapide Verschlechterung: nichts vermag die gedrückte, ängstliche, erregte Gemütsverfassung mehr zu mildern, im Gegenteil, jeder Versuch hierzu wirkt durch den Kontrast eher steigernd; der Schlaf versagt völlig; die Haut wird welk, fahl, unter den Augen liegen tiefe Schatten, alle Funktionen versagen — Gedächtnis, Potenz, Schrift, Aufmerksamkeit, Appetit, Herzkraft; fast immer — man kann darin geradezu das Signal der Prozessivität erblicken! — erfährt das Körpergewicht einen raschen, unaufhaltsamen Rückgang, einen ausgesprochenen „Gewichtssturz“; die Abmagerung beträgt nun in Wochen vielleicht ebensoviel wie vorher in Monaten. Es ist die Wendung, die in jeder reaktiven Abnormität das Vorhandensein von „Krankheit“ nun auch der Umgebung des Kranken einleuchtend macht; von da ab heißt es, er müsse etwas für sich tun, es gehe nicht so weiter, auch im Felde drängt nun oft der Kommandeur oder der Truppenarzt den Patienten zu Urlaub oder Krankmeldung; bis dahin hieß es ja in der Regel, er lasse sich gehen, müsse sich mehr beherrschen, wurde an die „Energie“ appelliert, die „Einbildung“ bezichtigt, „nervös sei schließlich jeder“ usw. Die prozessive Neurasthenie imponiert als Leiden, die reaktive erschien gewöhnlich als Laune, Stimmungssache, Charakterschwäche, unglückliches Temperament, vielleicht Pose, Mache. Mit der prozessiven gibt es, im Kriege wie im Frieden, kein langes Weiterschleppen mehr, sie treibt eilig auf den Zusammenbruch zu.

Zur theoretischen Klarstellung: Die reizbare Schwäche des Nervensystems kann auch von Anbeginn ihrer Entwicklung an prozessiv sein. Das ist z. B.

<sup>1)</sup> Näheres hierüber in meiner Untersuchung „Die Kategorien der seelischen Abnormisierung“, Monatsschr. f. Psych. u. Neur. **43**, Heft 2, S. 95—122. 1918.

die reine „nervöse“ Erschöpfung, wie sie nach Nachtwachen, Blutverlusten, Gewichtsverlusten durch körperliche Krankheit (z. B. Ruhr!) oder durch forcierte Entfettung, Überarbeitung (z. B. für Examina) oder Überanstrengung (z. B. Hochtouren, Sportsleistungen, Märsche, Hunger u. dgl.) eintritt. Die seelischen Neurastheniesymptome sind dabei wirklich nur Symptomatik, etwa wie die Phantasmen des Fieberzustandes. Der Zusammenbruch vollzieht sich in der Regel rasch. Aber die nervösen Erschöpfungen machen eben nur einen kleinen Teil — nur im Bewegungskriege einen verhältnismäßig großen — der Kriegsneurasthenien aus (s. o.). Der größere Teil beginnt als Erlebensreaktion ausgesprochen seelisch. Je länger diese Reaktion fort dauert, je öfter sie im Einzelakt der Psyche zugemutet wird, je weiter sie innerhalb der psychischen Reaktivität überhaupt um sich greift (der Neurastheniker, der anfangs nur in bestimmten Dingen reizbar war, wird es schließlich für alles und jedes), desto mehr erschüttert sie die physischen Grundlagen in ihrem Innersten, bis sie eben in einen raschen Zusammenbruch dieser Grundlagen umkippt. Hier geht der Erschöpfungsprozeß aus dem Organismus selber hervor, Erschöpfung tritt ein durch chronische Überreizung; dort kam er sczusagen von außen, es wurden dem Organismus die notwendigen physiologischen Anbaumöglichkeiten entzogen, und Überreizung trat ein (neben anderen Symptomen) durch Erschöpfung. Natürlich wirkt manchmal auch beides ineinander; aber oft genug, ja praktisch wohl meistens wiegt doch der eine oder der andere Hergang so entschieden vor, daß aus ihm das Wesentliche der Erkrankungsentwicklung verstanden werden muß.

Dieser kritische Punkt in der Pathogenese der Neurasthenie, und auch der Feldneurasthenie, ist zugleich der wichtigste Zeiger für ihr *Prognose* und in weitgehendem Maße richtunggebend für ihre *Therapie*.

Die Prognose jeder Neurasthenie ist so weit gut, daß niemand an diesem Leiden zu sterben pflegt. So tief der neurasthenische Zustand das Leben verdüstern kann — er bedroht es nicht. Selbstmorde aus reiner Neurasthenie scheinen mir so gut wie unbewiesen; natürlich darf man nicht das *Taedium vitae* als pathognostisch gegen Neurasthenie festlegen, aber wo es ernstlich wird, dort habe ich noch immer den typisch depressiven Leidenscharakter mit Hemmung, Leere, absurder Hypochondrie oder mit gemischt-manischen Einschüßen nachweisen können. Oder es spielt, im Rückbildungsalter, die beginnende Arteriosklerose hinein. Daß die überhaupt durch langwährende reizbare Schwäche des Nervensystems, namentlich durch die Syndrome der vasomotorischen Neurose, begünstigt werden kann, soll gar nicht geleugnet werden. Um die 50 herum habe ich auch viele Feldneurastheniker gesehen, deren Zustand gerade auf der Grenze zwischen Neurasthenie und Arteriosklerose stand: was dominierte, wird vielleicht erst in Jahren erkennbar, wenn der grenzwertige oder erhöhte Blutdruck sich nicht zurückbildet, die Schlafumkehrung hartnäckig fortbesteht, die Vergeßlichkeit auch der Umgebung auffällt (dann ist nämlich Arteriosklerose da). Und insofern mag die Neurasthenie mittelbar auch einmal lebensverkürzend wirken. Aber an und für sich tut sie das nicht. Es gibt recht alte Neurastheniker, und gar nicht so wenige.

Etwas anderes ist es, daß die Neurasthenie sich nicht selten mit jenen Rucken oder Stößen des Alterns vergesellschaftet, die wir als spontane (biologische) Lebenskrisen auffassen müssen und die häufig unter der Verkleidung, wenn ich so sagen darf, einer Monate oder Jahr und Tag währenden reizbaren Nervenschwäche verlaufen, um dann in völlige, aber sichtlich gealterte Gesundheit auszuklingen<sup>1)</sup>. Es gibt aber auch reaktiv entstandene Neurasthenien, nach denen der Mensch gesundet, jedoch sichtlich ein viel Älterer geworden ist: Erlebnis-kämpfe, in denen wir schneller reifen, aber auch schneller altern. Jedoch ist von beiden Gruppen her eine Lebensverkürzung nicht bekannt. Das Altern des Kulturmenschen hat mit Todesnähe recht wenig zu tun.

Zweifelhafter ist für alle Neurasthenie die Wiederherstellungsprognose. Viele Neurastheniker gesunden restlos. Manche gehen, wie gesagt, gealtert aus der neurasthenischen Krise hervor. Manche davon in dem Sinne, daß sie überhaupt „wackliger“ geworden sind; sie haben einen dauernden „Knacks“ weg — für wacklig sagt unsere Fachsprache: labil. Namentlich erscheinen häufig die dynamischen Eigenschaften des Seelenlebens, z. B. Übung und Ermüdung, für immer beeinflußt. Diese Nachwirkung eignet am stärksten der prozessiv gewordenen Neurasthenie. Ich möchte hier einmal aufs entschiedenste darauf hinweisen, daß die übliche gute Prognose der reinen Erschöpfungen höchst bedingt ist. Gewiß, je rascher, je akuter sich eine nervöse Erschöpfung bei einem vordem ganz nervenfesten Menschen eingestellt hat, desto rascher kann sie durch Ruhe und Kräftigung wieder überwunden werden. Das rasche Genesungsbild täuscht aber sehr oft insofern, als es nur „relativ“ ist: aus dem tiefen Erschöpfungszustande erholt sich der Organismus überraschend schnell. Aber wie gründlich? Viele erschöpft Gewesene spüren nach Jahr und Tag mit einem Male, daß sie sich erholt wähnten und doch nicht mehr „die alten“ sind. Dies wird um so ausgeprägter, je mehr der Zusammenbruch nicht aus der blühenden Gesundheit heraus, sondern als prozessive Wendung einer schon länger bestehenden reaktiven reizbaren Schwäche erfolgte. Jede reaktive Neurasthenie ist prognostisch günstig, sofern es gelingt, die neurasthenisierenden Erlebnisse für geraume Weile oder auf die Dauer auszuschalten. Es sind die berühmten Ausspannungen von Tagen oder Wochen, die dem so gearteten Berufsneurastheniker für Jahr und Tag seine Frische zurückgeben: desto gewisser, je vollständiger er sich vom Beruf loszulösen vermochte. Neurasthenische Opfer unglücklicher Ehen kann man, nachdem sie ihre Scheidung durchgekämpft oder sich aufs neue verheiratet haben, in Wochen geradezu verblüffend aufblühen sehen; ähnlich gebrochene Witwer, die eine neue Lebensgefährtin finden. Die prozessive Wendung trübt unter allen Umständen

---

<sup>1)</sup> Ausführlich habe ich davon in meinem Vortrag auf der südwestdeutschen Irrenärzteversammlung 1913 in Karlsruhe („Vom Altern und Kränkeln“) gehandelt; nicht im Druck erschienen, an den üblichen Stellen referiert.



die Prognose der Neurasthenie. Wer erst wirklich zusammengebrochen ist, von dem läßt sich immer nur mit Vorsicht sagen, wie weit er wieder hergestellt werden wird. Das gilt in vollem Umfange auch für die Feldneurasthenie.

Und es wird noch unterstrichen durch die Begrenzung unserer therapeutischen Hilfen, die der Krieg uns auferlegt.

Gegenüber der rein reaktiven Neurasthenie (z. B. jener aus seelischer Reibung mit schwierigen Dienstverhältnissen) haben wir das Kurmittel des Reizwechsels bis zur dauernden Ausschaltung des krankheitschul- digen Reizes hin. Derlei erleichtert uns der Krieg in vieler Hinsicht! Die Versetzung in eine neue Dienststelle ist innerhalb des Heeresorganismus viel leichter zu bewerkstelligen als etwa innerhalb des Beamtenapparates im Frieden. Ich habe auch, bei entschiedenem ärztlichem Eintreten, den „Militarismus“ zu solchen Dingen fast immer weitherzig und einsichtsvoll gefunden. Schwieriger steht es natürlich mit ethischen Anschauungen oder ästhetischen Empfindsamkeiten, die sich am Heeresbetrieb, am Kriege, am „Amtieren“ überhaupt stoßen. Da sind die Reibungsflächen schwer aus der Welt zu schaffen; die beste Therapie wäre meistens die Aufhebung der Mobilmachungsbestimmung. Freilich kann sie aus begreiflichen Gründen nicht gar zu weitherzig empfohlen werden. Schwierig liegen die Dinge auch, wo wirtschaftliche Kümernisse, familiäre Sorgen, zerstörte Laufbahn u. dgl. ständig im Hintergrunde des Bewußtseins lauern, eigentlich „überwertig“, d. h. wert im vordersten Vordergrund alles Denkens und Fühlens zu stehen, und doch durch die Pflicht der Situation vor dem Feinde immer wieder „verdrängt“ (im schlichtesten Wortsinne): wie soll man da helfen! Ein paar Wochen Urlaub, ein paar Monate Garnisondienst in der Heimat möchten dabei manches rasch bessern, das allen „Kuren“ im Lazarett trotzt. (Durch rechtzeitigen Urlaub hätte sich so manche Lazarettbehandlung, die dann das Mehrfache an Zeit beanspruchte und dank der unbewußten passiven Resistenz des einmal Verärgerten schließlich noch für lange Monate in G.-V.- statt in K.-V.-Fähigkeit ausmündete, ersparen lassen.)

Was uns aber der Krieg leider erschwert hat, ist die Behandlung der einfachen Erschöpfungssymptome. Ruhe zwar kann bei gutem Willen überall geschaffen werden; Überernährung jedoch, in raschen umfangreichen Körpergewichtszunahmen sich ausdrückend, ist so gut wie unmöglich, ist selbst unter sehr günstigen örtlichen Verhältnissen, die doch ein Zufall sind, mit der Friedensgepflogenheit nicht vergleichbar. Das trübt die Wiederherstellungsprognose aller prozessiv gewordenen Feldneurasthenien beträchtlich.

Aber vergessen wir auch nicht, daß diese Wiederherstellungsprognose überhaupt im Kriege einen grundsätzlich anderen Inhalt hat als

im Frieden! Im Frieden gilt die Wiederherstellung fürs Berufsleben; den zusammengebrochenen Neurastheniker wieder berufsfähig zu machen ist meist das oberste Ziel. Den Beruf ersetzt heute die Dienstfähigkeit, und zwar der Regel nach die Felddienstfähigkeit. Es bedarf nicht vieler Worte um nahezulegen, daß für solche ärztliche Leistung entscheidende Hilfen des Kranken, die dort wirksam sind, ausbleiben müssen. Wir haben hier den potenzierten Fall des durchschnittlichen Lohnarbeiters, von dem ich früher schon einmal nachzuweisen versucht habe, daß sein Berufsinhalt nicht lockend genug sei, um ihm gegenüber der Unfallneurose eine Stütze zu sein<sup>1)</sup>. Auch im tapfersten Volke hieße es Übermenschliches erwarten, wollte man vom zusammenbrechenden Feldneurastheniker eine unwiderstehliche Sehnsucht nach dem Schützen-graben erwarten.

Und trotzdem ist auch in dieser Ausrichtung die Prognose der Kriegsneurasthenie überraschend günstig, namentlich im Gegensatz zu allen hysterischen Formen der Kriegsneurose. Die innere Geradlinigkeit der Neurasthenie bewährt sich auch da; der Neurastheniker leidet in der Hauptsache doch so ehrlich und bewußt unter seiner Erkrankung, daß er glücklich ist, sie so bald wie möglich wieder loszuwerden. Er hat wirklichen Genesungswillen. Es ist hier besonders schwer, Zahlen anzuführen, aber die gute Hälfte der Kriegsneurastheniker bietet eine sichere „K.-V.-Prognose“. Die Kriegshysteriker dagegen sind bekanntlich für die Kriegsverwendungsfähigkeit verloren. Rechnen wir hinzu, wieviele hochintelligente, zur Führung bestimmte Elemente unser Neurasthenikermaterial enthält, so erscheint es doppelt wichtig, die gute Prognose nun auch in vollem Umfange zu realisieren — therapeutisch alles aufzubieten, um jeden Kriegsneurastheniker der Gesundung, deren er fähig ist, wieder zuzuführen.

Dazu mögen wir uns aller Mittel bedienen, die den Heilschatz der Neurasthenie auch in Friedenszeiten ausmachen und hier nicht darzustellen sind. Mit manchen hapert es durch die Schuld von Kriegsumständen: leider mit einem sehr wesentlichen darunter, der Ernährung. Mastkuren, die vielen Erschöpften oder Überreizten rasch wieder auf die Beine helfen würden und die vor allem die Grundlage der Behandlung prozessiv gewordener Neurasthenien zu sein pflegen, kann die belagerte Festung, die sich Deutsches Reich oder gar Vierbund nennt, sich nicht mehr leisten. Wir wollen hier keine Wehklagen anstimmen; daß in der Organisierung dessen, was dennoch da ist, vor allem auch in der Zuführung mancher Überschüsse ländlicher, verbündeter und okkupierter Gegenden an die Lazarette mancherlei besser sein könnte, wird jeder bestätigen. Wer in dieser Hinsicht glücklich gebettet ist,

<sup>1)</sup> Hellpach, Unfallneurosen und Arbeitsfreude. Neurol. Centralbl. **13**. 1906.

wird auch seinen Feldneurasthenikern rascher helfen können. Erörterungsbedürftiger sind ein paar andere Fragen.

Der frische Feldneurastheniker bedarf der Ruhe. Die aber findet er gewiß nicht, wo mehr oder weniger fernes Trommelfeuer, Fliegeralarm und -angriffe ihn beständig den tobenden Krieg vor Augen halten. Ich habe darum die Genesungsstätten dicht hinter der Front von Anfang an verworfen, außer für die harmlosesten Erholungszwecke; wer nur einmal echtes Ruhequartier ohne Befehlsüberraschungen haben, aus „der Schweinerei“, „dem Dicksten“ heraus sein möchte, der mag dort finden, was ihm dienen kann. Der eigentlich neurasthenisch Erkrankte findet es nie und nimmer. Ich habe selber einige Wochen lang in einem solchen Heim gearztet und weiß, wie wenig er es findet, solange die Schlacht ihre akustischen und aviatischen Ausläufer zu ihm entsendet, mag sonst alles — Natur, Einrichtung, Verpflegung — aufs vortrefflichste bestellt sein. Der Reizwechsel ist ja ein Hauptstück aller Neurastheniebehandlung, auch sonst; was gar überreizend gewirkt hat, muß eine Zeitlang restlos ausgeschaltet werden. Wie ich im Frieden den neurasthenischen Kaufmann nicht hochbringe, den ich nicht mit unbeugsamem Entschluß seinen Geschäften entrücke, so im Kriege nicht den Feldneurastheniker, den ich nicht aus dem Bereich der Kriegshandlungen heraushole.

Der Feldneurastheniker bedarf des Arztes. Er bedarf seiner, gerade weil es um tunlichst rasche Gesundung geht; ist doch im Kriege, Zeit nicht bloß Geld, sondern gewissermaßen Sieg! Höchste Ökonomie der therapeutischen Dynamik tut not. Es soll so wenig wie möglich herumprobiert, sofort zielklar behandelt werden. Der Kranke empfindet freilich oft als die Hauptsache, daß man ihn „einmal ganz in Ruhe lasse“. Aber dies Verfahren, etwa in Gestalt wochenlanger Urlaube, planlosen Bäder- oder Sommerfrischenaufenthalts, hat sich gar nicht bewährt. In der Ausspannung, man kennt das ja, „kommt die Nervosität erst richtig heraus“. Dieses Stadium des entspannten Sich-Fallenslassens muß vor aller Genesung durchlaufen werden, aber der Kranke darf nicht darin versinken und versumpfen. Schon gar nicht im Kriege, wo (es bedarf keiner Worte darüber) die Versuchung dazu stärker ist als im Frieden. Eben um diese Versuchung in ihren gefährlichsten Erscheinungsformen fernzuhalten, hat man sich ja für die frontnahen Erholungsstätten eingesetzt. Sie kann meines Erachtens auch ferngehalten werden, ohne daß man die Genesungshindernisse der Frontnähe in Kauf nehmen muß. Feldneurastheniker sind lazarettbedürftig. Sie gehören in fachärztliche Hände und in deren strenge therapeutische Disziplin. Nur der kundige Arzt vermag ihnen über das Stadium des Entspannungszusammenbruchs, der ja in die zweite, dritte Woche nach der Krankmeldung zu fallen pflegt, rasch und sicher

hinwegzuhelfen. Noch heute kommen uns chronische Lazarettgäste in die Hände, die im ersten und zweiten Kriegsjahre dauernd verpfuscht worden sind, weil man sie ohne ärztlichen Beistand in jenem Zusammenfallen sich überließ.

Neben dem Prozessivwerden und dem Versumpfen in der Entspannungsphase bedroht den einfachen Feldneurastheniker noch eine Gefahr, und diese nun vom Lazarett her: die Hysterisierung. Sie ist symptomatisch nicht gar so tragisch zu nehmen, wir besitzen heute Methoden, die gar mit einer sekundären Hysterie symptomatisch leichtes Spiel haben; aber das Verhängnisvolle an ihr ist die Willensvergiftung. Mit der Hysterisierung ist die geradlinige Genesungsbereitschaft der echten Neurasthenie gefährdet. Das Bedenkliche des „psychogenen Mechanismus“, d. h. der psychophysischen Fertigkeit Krankheitserscheinungen zu machen (nicht nachzumachen, wie der Simulant), krank zu werden, sobald man (unbewußt oder auch bewußt) will, liegt in der Fortwirkung aufs Wollen, nicht in der symptomatischen Konstellation. Die einzelne Lähmung ist rasch behoben. Aber der korruptierte Charakter bleibt gewöhnlich: die Permanenz des Krankwerden-wollens, die Zerrüttung des „Gesundheitswillens“, die spezifische Schamlosigkeit der Hysterie, das Wohlgefallen am Krankseinkönnen, das Spielen damit. Das ist die schlimmste psychische Infektion, die der Feldneurastheniker akquirieren kann, denn sie scheidet ihn aus der günstigen Prognose aus, mindestens aus der militärärztlich günstigen. Sie macht ihn zum G.-V.- und A.-V.-Kandidaten. Und da man bei keiner Hysterisierung weiß, wo sie endet, so ist auch die Weiterwirkung ins bürgerliche Leben hinein nicht zu übersehen. Schon jetzt kennen wir einzelne Fälle, die auch, für Jahr und Tag als g.-v. erklärt, im bürgerlichen Arbeitsdasein, für das sie angefordert wurden, versagen zu müssen glaubten: irgendeine ihrer unbewußten (oder auch bewußten) Selbstsicherungen trat so oder so in Funktion. Darum habe ich schon seit 1915 in allen dienstlichen Beratungen und 1917 auch öffentlich<sup>1)</sup> grundsätzliche Trennung der Feldneurastheniker von allen hysterischen Nervenpatienten gefordert. Im wesentlichen hat sich die Einsicht und die Berechtigung dieser Forderung auch durchgesetzt. (Sie ist ja eigentlich auch nur eine Teileinsicht in die charakterverderbende Macht der hysterischen Manifestation — ihr Seitenstück findet sich in dem Prinzip, den Hysterischen selber vor sich durch möglichst rasche symptomatische Heilung zu schützen.)

Sollen wir noch von Einzelheiten der Behandlung reden? Ich möchte nur soviel andeuten: bei der Notwendigkeit einer sehr konzentrierten ärztlichen Führung wird der Arzt sich eher vor Hypopragnasie hüten

<sup>1)</sup> Med. Klin., 1917, Heft 48: Therapeutische Differenzierung der Kriegsnervenkranken.

müssen als vor dem Gegenteil; um so mehr, als auch hier öfters die Faktoren hereinspielen, die den Kriegsneurastheniker — anders als es im Frieden zu sein pflegt — der Behandlung sich einigermaßen zu entziehen bestimmen. Sonst gibt es natürlich keine allgemein verbindlichen Regeln, die über die bekannten hinausgingen. Nur in Sachen des Narkotismus, dieser wichtigen Teilursache vieler Feldneurasthenisierungen, muß Unerbittlichkeit gefordert werden. Ich rechne mich sonst nicht zu den Fanatikern irgendeiner Abstinenz, aber das Geheimnis so mancher Symptombeseitigung, die nicht gelingen will, liegt in einem konzedierten Stimulans; namentlich im Tabak. Der Arzt wird dabei sehr oft getäuscht. *Narcoticus semper mendax!* Für das Morphin, das bei den Feldmedizinern seine Rolle spielt, bedarf das kaum der Unterstreichung.

Die kausale Therapie ist natürlich sehr begrenzt; ihr Hauptstück würde ja der Friede sein. Jedoch, es läßt sich noch so vieles tun, was dem Patienten und der Sache zugute kommt. Wer seine Kranken ruhig anhört und sich vertrauensvoll mit ihnen zu besprechen weiß, der wird unbegründete Ansinnen entschieden abweisen, aber begründete Wünsche ebenso oft gut und gerne befürworten können. Namentlich die Teilursache der seelischen Reibung will manchmal recht gründlich aufgedeckt und durchspürt sein. Da läßt sich oft Abhilfe schaffen, und nach meiner Erfahrung sind die Mehrzahl der militärischen Stellen sachlich begründeten Vorschlägen durchaus zugänglich, so unbeugsam sie sich dem Ansturm rein privater Wünsche verschließen müssen. Je ausgesprochener reaktiv die Feldneurasthenie ist, desto gründlicher wollen diese Umstände auch beim Abschluß der Behandlung erwogen sein. Ein Urlaub (nie zu larg!), ein Kommando, eine Ablösung, eine Versetzung, eine Auszeichnung oder Beförderung, eine Reklamation auf Frist im rechten Augenblick hätte manche Feldneurasthenie verhüten oder mildern können und vermag mancher erst die endgültige Genesung zu sichern. Hier kann die menschliche Kunst des Arztes innerhalb eines Systems starrer Gebundenheit ihre schönsten Wirkungen entfalten.

Mit aller Zurückhaltung möchte ich es wagen, die prognostisch-therapeutischen Ausführungen mit einer ätiologischen Differenzierung abzuschließen. Vorwiegend gut, im rein ärztlichen wie im militärärztlichen Sinne, für Erholbarkeit und Verwendbarkeit, sind die Feldneurasthenien, die auf reine Erschöpfung, auf Narkotismus der Jugendlichen und auf seelische Spannungsmomente zurückzuführen sind. Dubiöser schon ist in seiner Tragweite das seelische Einzelerlebnis — nach Verschüttungen, sehr schweren psychischen Shocks u. dgl. sieht man oft überhaupt keine völlige Wiederholung, oder doch erst nach sehr langer Bemühung — sowie die

seelische Reibung; militärärztlich schlecht prognostizieren sich jene Fälle von Reibungsneurasthenie, in denen sich ans Paranoide erinnernde Einstellungen gegen alles Militärische, Vorgesetztentum, Schreibwerk usw. entwickelt haben — in ihnen bleibt oft nichts als die zeitweilige D.-U.-Erklärung übrig, aber im bürgerlichen Milieu beruhigen sie sich rasch. Prognostisch ungünstig sind alte Narkotismen mit endlichem neurasthenischem Zusammenbruch (z. B. alte Alkoholiker) und die schweren Komotionen, die hier genau wie im Frieden oftmals für Jahre den bekannten nervösen „Knacks“ setzen, der aller eigentlichen Therapie trotzt und nur von der Zeit Heilung erwarten kann.

Niemals sollte vergessen werden, daß die Prognose und Therapie der Neurasthenie eine schwere und verwickelte Angelegenheit ist. Und darum, wenn der Feldneurastheniker den Arzt braucht, wie ich oben sagte, so braucht er überdies den geschulten, erfahrenen und gereiften Arzt. Die Hysterien mag ein junger Draufgänger, dem kritische Erfahrung noch nichts vom beneidenswerten Zutrauen zu sich selber genommen hat, niederringen, niederstürmen können. Aber die Neurasthenie sucht desto mehr, je mehr seelisch sie verursacht ist, Vertrauen und Führung, sie bedarf jener Mischung von Überlegenheit und Einfühlung, zu der nur das Leben schult.

## 7.

Es gibt auch eine *Heimatsform der Kriegsneurasthenie*. Ich würde nicht wagen, sie in diesen Darstellungsversuch einzubeziehen, wenn sie mir bloß im „Eindruck“ aus Gespräch und Gejammer des Alltags erschienen wäre. Aber seit 1916 war mir die Möglichkeit gegeben, wenigstens ein Bruchstück meiner nervenärztlichen Privatpraxis wieder auszuüben. In diesen zweieinhalb Jahren sind etliche hundert bürgerliche Neurastheniker durch mein Sprechzimmer gegangen; ergänzt durch die Eindrücke des sozialen Lebens im Beruf, der Geselligkeit, auf Reisen und im Gasthof, mögen sie einen „Anhang“ über dieses Nebenthema rechtfertigen. Er soll möglichst knapp gefaßt sein.

Als Ursachen für eine Neurasthenisierung, die übers Maß der im Frieden beobachteten hinausgeht (sowohl was den Kreis der Heimgesuchten als auch was die Intensität betrifft) sind eine körperliche und vier seelische sichtbar; dazwischen liegt eine, die körperlich und seelisch zugleich ist.

1. Unterernährung,
2. Erholungsmangel,
3. seelische Spannung,
4. seelisches Einzelerlebnis,
5. seelische Reibung.

Die Ursachen 1 und 2 sind die allgemeinsten. Daß die Deutschen mangelhafter ernährt sind als im Frieden, bedarf keines Beweises. In der Klasse, die zu 50% meine Klientel bildet, im beamteten und argestellten Mittelstande, ist während langer Kriegszeiten die Unterernährung sehr ausgesprochen gewesen. Schmales Einkommen bei zunehmender Teuerung und großer Loyalität haben hier die Selbsthilfen, zu denen andere Schichten sehr bald griffen, am längsten gehemmt. Es traten viele umfängliche und rasche Gewichtsverluste ein; mir sind welche bis zu 35 kg vorgekommen, 10—15 kg sind Alltäglichkeiten. Zahlreiche Menschen, besonders Männer, sahen gealtert, welk, blaß, leidend aus. Der Fettmangel wurde von allen geistig Arbeitenden übereinstimmend als besonders peinlich empfunden, mehr als die Fleischknappheit und die zeitweiligen Brotkalamitäten. Der Alkohol hat vielfach, namentlich in Süddeutschland, seine Mission als Fettsparer bewähren müssen; trotz der phantastischen Preise trinkt der Mittelstand z. T. mehr Wein denn je, wie man täglich beobachten kann und zahlreiche Patienten mir offen einräumten. (Auch an mir selber habe ich öfters ein ausgesprochenes Weinbedürfnis bemerkt, das ich im Frieden nicht kenne.) Nach Krankheiten, besonders Darmkatarrhen, war der erlittene Kräfteabfall nur sehr schwierig, oft gar nicht ausgleichbar; danach ist viel mehr Neurasthenie aufgetreten, als im Frieden.

Manche Menschen arbeiten mehr, aber viele freilich auch weniger als sonst. Überarbeit läßt sich also nicht unter die typischen Ursachen der Heimatsneurasthenie einsetzen. Doch sind allgemein die Erholungsmöglichkeiten beschnitten: das Reisen ist, auch auf kurzen Strecken, alles andere als ein Vergnügen, die häusliche Geselligkeit hat fast aufgehört, im Wirtshaus geben die rohen Tische, das spärlichere Licht, von Speise und Trank nicht zu reden, einen Hauch von Ungastlichkeit; Sorge und Trauer legen sich für Millionen Menschen über die Stunden der Muße. Vor allem gebricht es an jener Entspannung, die den Kern aller seelischen Erholung ausmacht.

Denn die ständige Kriegsspannung läßt sich nicht beseitigen; es ist alles, wenn berufliche Konzentration von ihr für Stunden abzulenken vermag. „Um 4 Uhr nachmittags,“ erzählte mir ein stiller, verhältnismäßig recht kriegsferner Gelehrter, „wo sonst meine beste Arbeitsphase des Tages anhub, behagliche Gesammeltheit wie von selber mich durchströmte, beginnt jetzt das unruhige Warten: auf den Heeresbericht! Kommt er endlich, so löst er entweder fiebernde Freude, oder bange Sorge, oder lähmende Unbefriedigung aus.“ Ein anderer, der zum Geschlecht der Frühschläfer gehörte, wacht jetzt oft schon um 7 Uhr mit dem Gedanken auf: „Ob wohl die Zeitung schon da ist?“ Wir kennen ja alle Ähnliches. Und ebenso warten wir von einer Feldpost zur andern, in jeder Beggnung vibrieren die wechselseitigen Fra-

gen: wie es wohl enden wird? wann? was wohl noch geplant sei? Dabei sind diejenigen noch die Glücklichen, die der Spannung fähig sind. Eine Mutter, die ihre drei Söhne opfern mußte, sagte: „Wie wenig habe ich mir das Glück der Zeit geschätzt, da ich mich noch um die Jungen sorgen konnte!“ Gerade daß die Heimat jene totale seelische Umstellung nicht erlebt, die draußen von jedem Besitz ergreift — daß sie die spannungsvolle Anteilnahme am Krieg in der Verflechtung des alltäglichen Tuns und Treibens auf sich nehmen muß, macht ihr diese Spannung zu etwas besonders Peinlichem, Erregendem, Quälendem, das mit der sonstigen Alltäglichkeit in einer Art ständiger Reibung lebt.

Der Reibung gibt es auch sonst mehr als je. Sie ist z. B. schon selber eine Zweitwirkung der allgemeinen nervösen Reizbarkeit, aber zum andern Teil ist sie auch das Ergebnis von tausend neuartigen, meist unbequemen Beziehungen, die durch die Kriegsnot hergestellt wurden. Ersatzpersonal, Weiblichkeit und Jugendliebe, Beamtentum, das keines ist, Verordnungen, die niemand genau kennt und jeder anders auslegt, wechselseitiges Mißtrauen, Übervorteilungen, Mißgunst, völlige Verkehrung uralter sozialer Distanzen, unerhört neue Abhängigkeit, manchmal demütigender Art; das alles macht ja die allstündliche kleine und kleinste Kriegsmisere aus, die den von der Front zur Heimat Zurückkehrenden so zu beelenden pflegt, weil sie an sich so ungeheuer kleinlich und gleichgültig erscheint und nur begreiflich in ihren Wirkungen wird, wenn sie in langer eintöniger Fortdauer hingenommen werden muß.

Daneben aber sind Hunderttausende niedergeworfen durch seelisches Einzelerlebnis: mag es der Verlust des Gatten, der Söhne, Brüder, mag es die Zerrüttung der Ehe durch Untreue des abwesenden Teiles oder der Zusammenbruch der wirtschaftlichen Existenz sein. Zwar wissen wir, daß katastrophales Erleben an und für sich nicht oft eigentlich neurasthenisierend wirkt. Aber indem es den Schlaf und den Appetit raubt, indem es den Beruf zur gewaltsam erzwungenen Spannung überschraubt, um beiseitegeschoben zu werden, mündet die starke, zunächst jedoch im normalen Bereich schwingende seelische Reaktion, die es auslöst, oft genug allmählich in die neurasthenische Linie aus. Desto mehr, je alltäglicher der Krieg wurde; damit ging das natürliche Heldentum der Heimat, das in den ersten Monaten der gewaltigen Erregtheit über die schwersten Verluste fortgeholfen hatte, den durchschnittlichen Gemütern immer mehr verloren, um wieder der alltäglichen Reaktion auf Unglück, dem Hadern mit der Grausamkeit des Schicksals, Platz zu machen. Unwiederbringliche Verluste aber sind nur mit Fassung zu bestehen, wenn ihnen ein Sinn unterstellt werden kann. Sie wirken zermürend, wo sie sinnlos erscheinen. Die Ergebung in den Krieg hat sich von Jahr zu Jahr mehr aus einer teleologischen



in eine kausale gewandelt: die große Prüfung wurde in der durchschnittlichen, oft genug unbewußten Auffassung zum schrecklichen Fatum. Und Prüfungen stählen, Faten aber zerreiben.

Bildet nun auch die Kriegsneurasthenie der Heimat, die aus so vielerlei Ursachen zusammenrinnt, einen Typus, der als Ganzes von andern Typen der reizbaren Schwäche des Nervensystems ähnlich sich abhebt, wie wir es für die Feldneurasthenie feststellen konnten?

In den großen Zügen bietet die Kriegsneurasthenie der Heimat ein klassisches Neurastheniebild. Die Erscheinungsform der reizbaren Schwäche stellt sich in ihr sogar mit einer seltenen Ausgeprägtheit dar, insbesondere als reizbare Schwäche der Psyche. Durchgehends sind die Heimatneurastheniker abnorm ermüdbar, nicht so „suffizient“ wie sonst; es tritt bei körperlichen, noch stärker aber bei geistigen Leistungen zutage. Übliche motorische oder intellektuelle Verrichtungen können überhaupt nicht im einstigen Umfang oder nur in langsamerem Zeitmaß, mit besonders deutlich hervortretendem Pausenbedürfnis ausgeführt werden. Ich habe das von Handwerkern und Arbeitern, am meisten aber von den geistig Arbeitenden in immer erneuten Abwandlungen klagen hören. Auch Mußeleistungen erscheinen beeinträchtigt. Der greise Wilhelm Wundt beobachtete an sich, daß er etwa vom Sommer 1916 ab, ohne daß irgendeine örtliche Ursache auftrat, aus allgemeiner Müdigkeit seine Spaziergänge wesentlich abkürzen mußte<sup>1)</sup>. Gleiches haben mir Dutzende von älteren Menschen berichtet. Auch wir auf der Höhe des Mannesalters können es wohl alle bestätigen, und die Beobachtungen von Eltern und Lehrern, aber auch die des Ausbildungspersonals beim Heere, wissen von der erwachsenden Jugend das nämliche zu berichten.

Die Hauptursache dafür suchen wir in der Ernährung. Alle geistigen Arbeiter klagen namentlich über den Fettmangel. Ich persönlich fühle mich seit drei Jahren von den Schwankungen der Fettzufuhr ganz augenfällig abhängig. Meine geistige Leistungsfähigkeit steigt, sowie ländliche Patienten mich zeitweilig mit Butter reichlicher versorgen, und sinkt, sowie dies unterbleibt. Ich möchte aber damit keine stoffwechselphysiologische Behauptung wagen. Es mag ebensowohl sein, daß das Sättigungsgefühl, welches durch Fettzufuhr gewährleistet wird, eine Bedingung zureichender geistiger Leistung ist, oder richtiger, das Hungergefühl eine empfindliche „Störung“ (im arbeitspsychologischen Sinne) bedeutet. Damit würde z. B. die abnorme Wichtigkeit der Zufuhr sättigender, wenn auch gar nicht so übermäßig nahrhafter Essensbestandteile, wie es die Kartoffeln sind, erklärlich. Daß die Fette nicht gleichgültig sind, bleibt damit unangetastet. Ihr Fehlen erklärt auch das gesteigerte Alkoholbedürfnis, über das übereinstimmend meine

<sup>1)</sup> Persönliche Mitteilung.

Klienten berichteten und das ich selber bestätigen kann: Wein wird, wie seit largem nicht mehr, heute eminent als etwas „Stärkendes“ empfunden, vermutlich als Fettverbrennung ersparende Substanz.

Aber man soll auch die seelischen Mitursachen nicht übersehen! Viele, viele Tausende müssen heute ihre körperliche und noch mehr ihre geistige Arbeit unter wesentlich gesteigerter Willensspannung verrichten, sich mehr „dazu zwingen“, weil ihre Gedanken oder ihre Gefühle eigentlich anderswo sind. Hier tritt die ganze Fülle der seelischen Ursachen, die oben behandelt wurden, in Erscheinung. Die familiäre oder ökonomische Sorge, der „Kriegsdruck“, der auf jedem lastet, die Alltagsspannung auf Post und Zeitung, das Arbeiten in fremdartigem Beruf, für fremde Interessen, mit schwierigem, manchmal untauglichem Personal oder Material — alles dies ermüdet den Organismus früher und stärker, indem es eine krampfhaftere Anspannung fordert, wenn das gleiche Arbeitsergebnis erzielt werden soll.

Und von da nimmt auch ein wesentlicher Teil der erhöhten Reizbarkeit seinen Ausgang: indem wir uns stündlich, beständig gegen etwas reiben, außer uns oder in uns, und unter solcher Reibung schaffen müssen. Wer möchte die Reizbarkeit verkennen? Sie tritt uns in allen Beziehungen des sozialen Lebens entgegen, sie hat sehr rasch die allgemeine wechselseitige Rücksichtnahme, Duldung und Hilfsbereitschaft der ersten Kriegszeit überkompensiert, sie ist seit geraumer Frist schon „gerichtsnotorisch“, Milderungsgrund für verbale und reale Ausschreitungen in Wort und Tat geworden. Obwohl viele Nuancen der Empfindlichkeit einer recht „dicken Haut“ haben Platz machen müssen, sind wir alle „ungeduldiger“ und „geladener“ geworden. Es macht sich im Beruf und im Verkehr geltend. Es spielen auch da allerlei kleine seelische „Umstellungen“ ursächlich hinein, wir müssen manchen Groll „schlucken“, manches hinnehmen, was hinzunehmen uns in normalen Zeitläuften nie eingefallen wäre, und das entlädt sich nach anderen Seiten. Auch der physischen Mitursache ist immer zu gedenken: eben der mangelhaften Ernährung, die namentlich breite Schichten des Mittelstandes am stärksten heimgesucht und die reizbare Schwäche aus körperlicher Ursache in ihnen zur Massenerkrankung gemacht hat.

Jedoch, so klassische Neurasthenie die Kriegsneurasthenie der Heimat in ihrem Kern ist, sie schattiert sich dennoch als besonderer Erscheinungstyp. Um es kurz zu sagen, was ihr fehlt: wiederum die Hypochondrie. Es ist ganz frappierend, aber die sonst so alltägliche Krankheitsfurcht in all ihren weitläufigen Darstellungen ist aus meiner Sprechstunde fast ganz verschwunden. Die Leute hätten, bei der körperlichen Deklassierung vieler, allen Grund, sich über drohende Leiden ängstliche Gedanken zu machen, aber sie tun es weniger als damals, wo es ihnen viel besser ging. Sie bilden sich nicht vergleichbar

so viele Phthisen, Paralyse und Krebse ein. Ich meine, auch hier ist der Fortfall der Verwöhnung und Verweichlichung eine wirksame Schule gewesen. Man hat sich überzeugt, welcher Entbehrungen und Umstellungen der Organismus fähig ist, ohne sofort den Dienst zu versagen. Auch mögen zahlreiche kleine Anknüpfungspunkte hypochondrischer Verarbeitungen fortgefallen sein: tausenderlei Sensationen der Herzgrend durch die unfreiwillige Entfettung, die vielen erst das normale Verhältnis zwischen Motor und Karosserie, soll heißen zwischen Herzkraft und Körpermasse wiedergeschenkt hat, gichtische -algien an allen Ecken und Enden, Obstipationen und Flatusverhaltungen u. dgl. mehr. Namentlich die Obstipation, gegen die das fleischarme und verdauungsschlackenreiche Essen eine Radikalkur war, ist ja ein vielberufener Krystallisationskern für Hypochondrien zu allen Zeiten gewesen. Von daher erklärt sich auch das Seltenerwerden der nervösen Dyspepsie, das ich für die Heimat- ähnlich wie für die Feldneurasthenie behaupte. Die Not der Zeit hat die Leute Dinge vertragen gelehrt, die ihnen früher die erheblichsten Unzuträglichkeiten bereitet haben würden, und die erzwungene Mäßigkeit in der Nahrungsaufnahme hat den Verdauungsorganen dieses Vertragen erleichtert, aber ich bin geneigt, dem heilsamen Zwang die erste ursächliche Stelle einzuräumen — dem psychologischen also, und erst die zweite Stelle dem physiologischen Faktor.

Was die Heimatneurasthenie positiv besonders kennzeichnet?

Zum ersten eine eigentümliche Unruhe, die alle Menschen ergriffen hat. Sie bedarf keiner näheren Schilderung, sie ist jedem aus der Selbsterfahrung geläufig und sie wächst mit der Neurasthenisierung. Es fehlt alle innere Sammler; hierüber klagen übereinstimmend die produktiv Arbeitenden. Selbst Leute, die aus mancherlei Gründen rein quantitativ mehr Zeit übrig hätten als im Frieden, vermögen sie nicht auszunützen. Die Straße mit dem angeschlagenen Extrablatt, das Café mit der Zeitung, die nächste Post, der Bekanntenkreis lockt zur Besprechung der „Lage“. Tagaus, tag-in.

Zum zweiten eine Art seelischer Haltlosigkeit. Sie tritt im Gemüt wie im Intellekt zutage: dort in dem raschen Wechsel optimistischer und pessimistischer Stimmungen, von Illusion und Verzagtheit, hier im Wandel von Kritiklosigkeit und Zweifelsucht, von blödester Leichtgläubigkeit und zersetzender Skepsis. Namentlich die Stellungnahme zum „Gerücht“ ist für diese Haltlosigkeit der Heimatneurastheniker ein Gradmesser geworden. Wir wissen, wie unsinnige Erfolgs- und wie blödsinnige Gefahrengerüchte in diesen Kriegszeiten Boden fanden, und zwar bei Menschen, deren Intellekt sie theoretisch vor solchen Schwankungen ihrer Urteilsfähigkeit hätte bewahren müssen.

Viel weniger als die Feldneurasthenie tritt reizbare Schwäche der

Heimat uns in geschlossenen, wirklich „krank“ anmutenden Fällen entg. gen. Viel undeutlicher abg. grenzt wächst sie aus der allgemeinen seelischen Beschaffenheit der Heimat hervor; den bürgerlichen Klienten unserer Sprechstunde g. gegenüber haben wir viel öfter das Gefühl, sie seien Nörgler, Haltlose, Verzagte, Jammerbolde und Flaumacher, viel seltener das elementare des tiefen, schweren Leidens. Aber auch das gibt es, und namentlich in der Altersklasse der Lebenshöhe und ihrer ersten Absenkung zur Involution hin begegnen wir nicht so selten einer erbarmungswürdigen Verbrauchtheit an Leib und Seele, die sich äußerlich schon dem ersten Blick in einem manchmal erschreckenden Gealtertsein ausprägt.

Die Prognose dieser Fälle wird man zweifelhaft stellen müssen. Der vorläufig sich neurasthenisch darstellende Verbrauch wird hier nicht selten die Einleitung frühen Welkens, vielleicht vorzeitiger Arteriosklerose sein. Sonst aber läßt sich zur Prognostik der Heimatneurasthenie des Krieges nur sagen, daß sie eine Funktion der Kriegsdauer und des Kriegsausganges sei. Viel Heimatneurasthenie wird schwinden mit dem Nachlaß des Kriegsdrucks, der Spannungen und Reibungen, die von daher fließen, mit dem Wiedereinsetzen der normalen Ernährung. Viel Heimatneurasthenie wird bleiben oder noch zunehmen; denn zahlreich genug sind jene, denen erst das normale Leben ganz zum Bewußtsein bringen dürfte, was sie persönlich oder sachlich verloren haben. Viel Heimatneurasthenie endlich wird dann erst werden. Ich meine nicht Feldneurasthenie, die daheim noch fort dauern wird; sondern in Hunderttausenden wird wahrscheinlich die Lebensumstellung vom Krieg zum Frieden und gar vom Feld zur Heimat erst deutlich neurasthenisierend sich auswirken. Aber keine Prognose kann Umfang und Stärke dieser Möglichkeiten heute ermessen, denn sie müßte dazu den Ausgang des Krieges in seinen wirtschaftlichen, sozialen und kulturellen Einzelsymptomen bestimmen können. Von ihm wird ja die seelische Grundstimmung der Menschen nach dem Friedensschluß bedingt sein.

## 8.

Eine klinische Darstellung schließt mit der Prognose, d. h. mit dem berechnenden Ausblick auf solches Künftiges, das aus Gegebenem sich voraussichtlich entwickeln wird — nach der Analogie vielfacher gesicherter Erfahrungen, die es tausendmal so oder so sich haben entwickeln sehen. Etwas anders freilich die „Theorie“. Sie wird sich dem prickelnden Reiz zur eigentlichen „Prophezeiung“ nie ganz entziehen können: d. h. zur Bestimmung eines Künftigen, für dessen Entfaltung aus dem Gegenwärtigen noch keine gefestigte Erfahrung vorliegt. Die Hypothese bedeutet den Richtpunkt, den alle Theorie im unbetretenen Gelände vor sich ihrer eigenen Fortentwicklung absteckt;

sie ist die wissenschaftliche Erscheinungsform der Prophetie, ohne die alle Wissenschaft zum dürrn Tatsachenherbarium eintrocknen und niemals zu jenen Gipfeln der Gesetzfindung aufsteigen würde, auf denen allein die Beherrschung der Wirklichkeit dem Menschengeniste vorbehalten ist.

„Erklären“ heißt, eine Erscheinung als Zusammenhang elementarer Erscheinungen darstellen. Aber damit ist jedem Erklärungsversuch noch ein sehr weites Feld für die Auswahl von Erklärungsmöglichkeiten gelassen. Denn: „Alle Elementarität ist etwas ganz Relatives. Es hängt von der zeitlichen Gesamtsituation eines Forschungskreises ab, was in seinem Bereich als Element zu gelten habe, und vom augenblicklichen Stande eines Problems, bis auf wie ‚letzte‘ Elemente ein Erklärungsversuch zurückgehen müsse. Alles Elementare, mag es als Objekt oder als Prozeß gedacht sein, wird im weiteren Laufe der Forschung immer wieder in noch Elementareres zerlegt, und die Erklärungen der Wissenschaft ändern sich schon aus diesem Grunde beständig . . . Der Weg geht vom empirisch zum hypothetisch Elementaren, und der rechte Forschungstakt bezeigt sich eben darin, wieweit eine Erklärung sich ins Hypothetische vorwagt, ohne den Gesichtspunkt des Notwendigen, mindestens Nützlichen aus dem Auge zu verlieren . . . Apriori gibt es niemals eine Regel, was ein Erklärungsversuch als elementar zu betrachten habe. Der Versuch selber muß das rechtfertigen.“<sup>1)</sup>

In der Erklärung der Neurasthenie ist der Versuch einer Zurückführung auf Zusammenhänge zwischen hypothetischen Elementen zeitweilig dem der Zurückführung auf Zusammenhänge zwischen empirischen voraufgeeilt. Man wähnte (wie häufig in der Medizin und überhaupt in noch jugendlichen Disziplinen) den Mangel der empirischen Exaktheit durch den Schein theoretischer Exaktheit ausgleichen zu können. Viel gehabt hat die pathologische Einsicht z. B. von den Molekularhypothesen der Neurasthenie, wie wir sie etwa bei Oppenheim und bei Binswanger finden, nicht. Daß im Nervengewebe eine Molekularmechanik stattfindet, ist für das Verständnis der Neurasthenie eine ebenso nichtssagende Tatsache, wie jene, daß alle Pflanzen nach dem Gesetz der Schwerkraft zu Boden fallen, wenn ich sie aus der Hand fallen lasse, es für das Verständnis bestimmter botanischer Probleme sein würde. Legt man aber der Erklärung bestimmte molekularmechanische Behauptungen zugrunde, so gerät man dorthin, wo alles behauptet und nichts widerlegt werden kann, weil die analytische Spannweite zwischen reizbarer Schwäche des Nervensystems und molekularen Geschehnissen maximal und so gut wie unausgefüllt durch

<sup>1)</sup> Ich zitiere diese methodologischen Sätze aus der 2. Auflage meiner „Geopsychischen Erscheinungen“ (1917), wo ich S. 118/119 das Kapitel „Erklärung der Wetterwirkung“ mit ihnen eingeleitet habe.

Beziehungserkenntnisse ist. Ja, wie sich gerade in der theoretischen Diskussion der neurologischen Kriegserfahrungen gezeigt hat, verführen solche Erklärungsversuche schließlich rückläufig zur Vermergung ganz heterogener Zusammenhänge, wie z. B. der „organischen“ und „psychogenen“, weil ja natürlich beide der molekularmechanischen „Erklärung“ fähig sind: Molekularmechanik ist eben überall! Auf „molekulare Verschiebungen“ (oder „Umlagerungen“ oder „Spannungsänderungen“ usw.) läßt sich alles in der Welt zurückführen, solange man eine mechanische Elementarstruktur der Welt aus Molekülen annimmt. In diesem Sinne hat mir Fritz Haber nach dem Vortrage eines Physikers, der reichlich mit solchen Erklärungen wirtschaftete, einmal mit treffendem Sarkasmus gesagt: „Das Molekül ist die Wurzel alles (theoretischen) Übels.“

Besser sieht es um die „humoralen“, d. h. chemischen Erklärungsversuche aus. Zwar wissen wir vom Chemismus des Nervengewebes noch so blutwenig, daß auch hier vieles als bloße Behauptung, für die das Wort „Hypothese“ zu schade wäre, gewagt worden ist. Namentlich jene Art Theorie, die auf geschäftliche Rentabilität spekuliert und z. B. den Lecithinen oder andern „Baustoffen“ des Nervenmechanismus ihren elementaren Rang zu sichern sucht, ist dahin zu rechnen. Aber es gibt allerdings eine schon heute gut begründete Einsicht, die uns eine chemische Theorie der Neurasthenie erlaubt, ja nahelegt: das ist die Einsicht von der Entstehung der Ermüdung (und ihrer höchsten Grade, der Erschöpfung) aus Stoffabbau und Giftbildung, gefestigt im besonderen noch durch die Darstellung eines Kenotoxins (Ermüdungsgiftes). Zumal wir in der Neurasthenie die beiden Haupterscheinungsanteile: Schwäche und Reizbarkeit — unmittelbar mit ganz ähnlichen Erscheinungsanteilen der Ermüdung (Schwäche und motorische Erregung) gleichsetzen können. Im Begriff der nervösen Erschöpfung ist dann das Bild der Neurasthenie auf eine sehr einfache und sehr brauchbare theoretische Formel gebracht, die komplexere Erscheinung Neurasthenie der elementarerer Erscheinung Ermüdung subsumiert.

Aber diese Erklärung deckt leider nicht alle und wohl kaum die Mehrzahl der Neurasthenien. Für andere muß man den Begriff der Ermüdung und gar der Erschöpfung schon sehr biegen, um sie noch darunter zu zwängen. Es sind jene, bei denen weder ein Übermaß an Leistung noch ein Mangel an Erholung vorliegt, sondern die nur aus ganz bestimmten seelischen Erlebnissen heraus entstehen. Ihnen gegenüber läßt uns das chemische (toxische) ebenso wie das molekulare Erklärenwollen im Stich, oder kann uns doch erst für ein späteres Stadium helfen, wenn durch seelisches Erleben auch die physiologischen Erholungsfaktoren (wie Schlaf oder Ernährung) beeinträchtigt worden sind. Die entscheidende Entstehung der neurasthenischen Veränderung

läuft hier eben über die seelische Kausalität, während bei den echten nervösen Erschöpfungen die seelischen Neurastheniesymptome (z. B. die Erregtheit oder Angst oder Gedrücktheit) nur „Symptome“, „Epiphanomen“ der körperlichen Nervenschwäche sind. Ich habe in meinen verschiedenen Arbeiten, die ich in den ersten Jahren dieses Jahrhunderts der Neurastheniefrage gewidmet habe, die einseitige Beanspruchung gewisser Gefühlslebnisse, und zwar vornehmlich der Gefühle, Affekte und Stimmungen vom Charakter der Unlust, der Spannung und der Erregung als die Ursache dieser Neurasthenisierungen dargestellt und finde daran gerade auch nach den Kriegserfahrungen nichts Wesentliches zu ändern. Es ist nicht nötig, die entsprechenden Belege für die Kriegs-, namentlich die Feldneurasthenie aus unserm Abschnitt über die Ursachen noch einmal anzuführen.

An dieser Stelle erweitert sich dann die psychologische Individualtheorie der Neurasthenie zur psychologischen Sozialtheorie.

Die Neurasthenie als Massenabnormität, als „Volks“- oder „Zeitkrankheit“ ist natürlich nur seelisch erklärbar, sofern nicht gerade eine zeitliche Häufung physischer Erschöpfungsfaktoren massenhaft nervöse Erschöpfung erzeugt. Das ist bei Hungersnöten, nach Seuchen, im Kriege immer einmal vorgekommen; nach Feldzügen wie dem serbischen, nach Schlachten wie der Winterschlacht in Masuren haben wir es auch jetzt wieder erlebt. Jedoch es handelt sich da doch immer um ziemlich kurzlebige Häufungen nervöser Zusammenbrüche. Als Abnormität, die einem ganzen Zeitalter, mehreren Jahrzehnten, ihren Stempel aufprägte, muß die Neurasthenie („Nervosität“) aus seelischen Ursachen abgeleitet werden, zumal es sich um Zeiten handelt, in denen Ernährung und Erholung, überhaupt körperliche Hygiene auf einer Höhe wie selten zuvor gestanden sind, gerade für die am augenfälligsten neurasthenisierten bürgerlichen Massen. In dieser kulturgeschichtlichen Erscheinungsform ist die Neurasthenie nur als „reaktive Abnormität“ möglich, d. h. als krankhafte Veränderung des Seelenlebens aus seelischen Erlebnissen heraus, die ihrerseits durch die Gestaltung der Lebensbedingungen der Zeit gesetzt wurden. Zahlreiche Fälle, die so begannen, wurden freilich weiterhin durch reine Erschöpfungsfaktoren verschlimmert: eben durch die schon erwähnten physischen Schädigungen, welche bei dauernder psychischer Überreizung oder Überspannung oder Übererregung eintreten müssen (wie Schlafmangel, Nahrungsverminderung, aber auch fortgesetzte physische Strapazierung des Nervengewebes durch die Häufung jener psychischen Reaktionen selber). Diese Erschöpfungskomponente tritt namentlich in der Wendung der reaktiven Neurasthenie zur Prozessivität zutage: die krankhafte Reaktion wird mit einem Male zum rapide fort-

schreitenden Krankheitsprozeß — eine Wendung, die bei jeder reaktiven Abnormität von einem bestimmten Punkte an zu gewärtigen steht, weil eben die durch fortgesetzte abnorme Reaktionen erzeugte biologische Schädigung des Nervengewebes von einem gewissen Grade an ihren „spontanen“ Weg nimmt: die bis dahin wesentlich psychologische Reaktivität wird dann durch die physiologische Spontanität des strapazierten Nervengewebes ergänzt, gekreuzt, überholt, überboten<sup>1)</sup>).

In der Kriegsneurasthenie ist die Vermengung psychischer und und physischer, reaktiver und erschöpfender Faktoren naturgemäß besonders häufig: im Felde durch die Strapazen, besonders den oft lange währenden Schlafmangel, Nahrungsmangel u. dgl., in der Heimat durch die allgemeine Ernährungsverschlechterung, insbesondere während der ersten Hälfte des Jahres 1917. Die Kriegsneurasthenie stellt also viel weniger einen verhältnismäßig reinen Typus reaktiver Abnormität dar, als die Zeitneurasthenie der Jahrzehnte vor dem Kriege, sondern sie ist ein sehr wechselndes Gemisch aus seelischer Reaktion und Erschöpfungsfaktoren. Ihr besonderer Typus wird dabei natürlich durch die reaktiven Anteile bestimmt: was sie als charakteristisch aufweist und was ihr abgeht, erklärt sich aus den seelischen Besonderheiten ihrer Entstehung, unter denen wir vor allem die ungeheure Umstellung des Seeleninhalts und die alltägliche Gewöhnung an Lebensgefährdung zu beachten haben, jene als wesentliche Quelle der Gedächtnis- und Interessenstörungen, diese als Beseitigerin der hypochondrischen Einstellungen. Wenn aber trotz so gemischter Entstehungsweise das Gesamtbild der Kriegsneurasthenie einen durchaus einheitlichen, geschlossenen Eindruck macht, so steckt dahinter kein größeres Geheimnis als es das der Erscheinungsgleichheit von körperlicher Erschöpfungs- und seelischer Überreizungsneurasthenie überhaupt ist. Wir können diesen Punkt benutzen, um der Theorie der Neurasthenie einen gesicherten Satz hinzuzufügen: da die übermäßige Beanspruchung der Unlust-, Spannungs- und Erregungsreaktionen im Gemütsleben ein seelisches (und auf die Dauer seelisch-körperliches) Krankheitsbild erzeugt, das dem durch körperliche nervöse Übermüdung erzeugten im wesentlichen gleicht, so ist zu folgern, daß durch jene seelisch abnormisierenden Faktoren im Nervengewebe dieselben pathologischen Veränderungen gesetzt werden wie durch diese körperlich abnormisierenden. Wir

---

<sup>1)</sup> Da die ursprünglich hierher gesetzten Ausführungen über diese Grundbegriffe der allgemeinen Abnormitätslehre zu umfangreich für einen bloßen Abschnitt dieser Arbeit geworden wären, so sind sie inzwischen als selbständige Untersuchung unter dem Titel „Die Kategorien der seelischen Abnormisierung“ in der „Monatsschr. f. Psych. u. Neurol.“ 1918, Heft 2, veröffentlicht worden.



gelangen also hier zum Ansatz einer gutbegründeten physiologischen Theorie auch der psychologischen Neurasthenie, die ebenso chronische Ermüdung des Nervensystems sein muß wie die rein physisch erzeugte Neurasthenie. Durch seelische Überreizung der erwähnten Art werden auf die Dauer die nämlichen Abbau- und Vergiftungswirkungen im Nervensystem gesetzt wie durch physische Übermüdung.

Aber wir haben an die Sozialtheorie der Neurasthenie noch eine Frage, und sie geht auf die Zukunft. Wird unser Volk die Feld- und die Heimatneurasthenie mit in den Frieden hinübernehmen und sie noch lange fortschleppen müssen? Wie steht es, mit anderen Worten, um die nervöse Zukunft der Nation?

Wir befassen uns nur mit dem Falle eines schließlich doch glücklichen Kriegsausganges. Auch dann wird, trotz großer, ich wage zu sagen gewaltiger Zukunftsperspektiven, die augenblickliche Lage des deutschen Volkes schwer sein und wird es lange Jahre hindurch bleiben. Wirtschaftlich, sozial, politisch und kulturell. Wir werden durch tiefe Krisen hindurch müssen und erst dann mit vollem Bewußtsein der Feindseligkeit einer ganzen Welt, einem wahren Ozean von Haß und Verkennung, in den wir aber doch mit zusammengebißenen Zähnen hinaussteuern müssen, uns gegenübersehen. Die Unsumme unserer persönlichen Verluste, die dadurch bewirkte Verarmung des Lebens wird uns allen erst mit dem Aufhören der hochgeschraubten seelischen Kriegsspannung ganz zu Gemüte geführt werden. Die noch ganz unvorstellbare Rückumstellung des Daseins, und am meisten des Daseins der heimströmenden Kriegermassen, kann nur unter ungezählten Explosionen bei schwerster sozialer Reibung und Spannung sich vollziehen. Die Zukunftswerte werden nicht so bald klar vor unseren Augen liegen; nach der Kriegsspannung wird die Entspannung zunächst Abspannung sein, das Leben wird in ideeller Hinsicht schal und leer erscheinen, unser Mühen und Schaffen wird anscheinend darauf gerichtet sein müssen, Verlorenes langsam wieder einzubringen, Vernichtetes wieder aufzubauen, und noch lange nicht, Neues zu gestalten. In allen möglichen „Abrechnungen“, notwendigen und überflüssigen, berechtigten und unberechtigten, werden Stände, Parteien, Richtungen aller Art, ja Personen gegeneinander stehen. Und Millionen werden den beinahe tragischen bevölkerungspolitischen Konflikt in sich durchzukämpfen haben: die Pflicht, für Nachkommenschaft mehr denn je zu sorgen, mit der Schwierigkeit, sie durch- und hochzubringen. Es hat gar keinen Sinn, den Kopf davor in den Sand zu stecken, daß das Drückende und Zermürbende, das Unlustvolle und Aufreibende einen viel größeren Raum in unserm Dasein nach dem Kriege beanspruchen wird, als ihm vor dem Kriege gegönnt war. Glauben doch Kenner der ökonomischen Dinge uns versichern zu sollen, wir würden doppelt

so viel arbeiten müssen und halb so viel davon haben, als vorher. Von der Ungewißheit noch gar nicht zu reden, ob nicht die während des Krieges unter mangelhafter Ernährung und Pflege ausgetragene und aufgezogene Generation, ja die Jugend dieser Jahre überhaupt, dauernden Nachteil in ihrer rein physischen und mittelbar damit auch an ihrer psychischen Widerstands- und Leistungsfähigkeit davongetragen haben mag. Daß von den Erwachsenen Millionen mit zeitlebens oder für viele Jahre verminderter Nervenkraft ins neue Dasein hinüber-treten, ward am Ende des vorigen Abschnitts schon erwähnt und unterliegt ja keinem Zweifel.

Es wird also genug Neurasthenien auch nach dem Kriege geben, die in den Lebensumständen ihre Ursache haben, wie es übrigens immer welche gegeben hat. Aber mit „der“ Neurasthenie als der pathologischen Ausartung eines Zeitalters darf man das nicht verwechseln. Und diese Art Neurasthenie als gleichsam kulturgeschichtlicher Seelenzustand einer bestimmten sozialen Schicht ist keineswegs an Sorge, Mangel, Notdurft, Plackerei, Enttäuschung, Hoffnungslosigkeit gebunden. Sie entstand ja ganz im Gegenteil unter sehr günstigen Lebensumständen, in einem Milieu rasch entfalteten Wohlstandes und äußerlichen Behagens, inmitten einer von keiner früheren Zeit gekannten Daseins-sicherung; sie entstand da als Wirkung des besonderen Rhythmus der Lebensführung, der Überhastung seelischer Beanspruchungen, keineswegs immer oder auch nur im Durchschnitt gewaltiger Beanspruchungen, sondern gerade der kleinen, alltäglichen — als Wirkung der einander übermäßig jagenden Sinnesreizungen in Arbeit und Muße und der übermäßig sich häufenden kleinen Verantwortungen, Einstellungen, Erwartungen, Beeilungen — wie ich alles dies vor andert-halb Jahrzehnten in „Nervosität und Kultur“ bis in die Einzelheiten jeder Lebenslinie hinein abzuschildern versucht habe. Und entscheidend für künftig ist lediglich, ob das Leben der Nation (und überhaupt der Kulturnationen) nach dem Kriege wiederum in dieses ruhelose Tempo fallen wird oder nicht; je nachdem wird wiederum Kulturneurasthenie sein oder nicht (unbeschadet noch der vielen einzelnen, die aus dieser oder jener Ursache dann neurasthenisch werden mögen).

Lamprecht<sup>1)</sup>, den viele Zunftgenossen nicht ernst nahmen und dessen Prophetie sich doch heute schon wahrlich als gültiger ausweist als das meiste, was diese Zunftgenossen ihrerseits prophezeit haben — sah das Zeitalter der „Reizsamkeit“ schon um die Jahrhundert-wende deutlich einem „neuen Idealismus“ weichen, der es überwinde.

<sup>1)</sup> Gegen die Schwächen dieses Denkers bin ich nie blind gewesen; vgl. dazu die nekrologischen Sätze, die ich ihm in der schon oben erwähnten Arbeit „Die Kategorien der seelischen Abnormisierung“ (Monatsschr. f. Psych. u. Neurol. **43**, Heft 2, S. 97/98) gewidmet habe.

Ich selber habe schon im Schlußkapitel von „Nervosität und Kultur“ in den Vorgängen der Sozialisierung und der Stilisierung des Daseins die nervositätüberwindenden Mächte der Zukunft skizziert und fünf Jahre danach in „Nervenleben und Weltanschauung“<sup>1)</sup> das sich ausbreitende Bedürfnis nach Sicherung und Sammlung als das deutliche Symptom des Wunsches, aus dem nervös zerflatterten Leben herauszukommen, analysiert. Die große Frage ist, ob der Krieg durch diese Tendenzen einen Strich gemacht, sie zurückgeschraubt, oder im Gegenteil, ob er sie beschleunigt und verstärkt habe?

Das ist im Augenblick schwierig, wo nicht unmöglich zu erkennen; vielleicht wird es auch vom Kriegsausgang abhängen, obwohl nicht ausgeschlossen werden kann, daß ebensogut der Kriegsausgang für diese Frage belanglos sein möchte. Und dennoch wird die nervöse Zukunft der Nation wesentlich durch jene hemmende oder fördernde Wirkung des Krieges an den Mächten der Neurasthenie-Überwindung bestimmt sein. Gelingt es uns, dank der Mithilfe wirtschaftlicher und sozialer Umbildungen, die der Krieg beschleunigt oder gar geboren hat, ein ungeheures Leistungsmaß, wie es von uns als Nation gefordert werden wird, dennoch in ruhige, gesammelte Leistungsweise zu bändigen, so wird der Krieg der eigentliche Überwinder der Kulturneurasthenie des vorigen Jahrhunderts gewesen sein. Gelingt das nicht, hat er im Gegenteil die Ansätze dazu zerstört oder geschädigt, dann wird das neue Leistungsmaß im Rahmen der alten Leistungsweise uns tief in die Neurasthenie als Zeitabnormität zurück-, in neue, verdoppelte hineintreiben. Nachdenkliche Geister malen uns heute *à fresco* aus, was sein wird oder sollte: ich meine einen Rathenau, Plenge, Möllendorff. Ein ganz Neues, neu Besonnenes und Organisiertes, Sparendes und Schonendes, großartig Gesammeltes schauen sie als die nationale wirtschaftliche Leistungsform der Zukunft. Man mag zu dem einzelnen stehen wie man will: dies sind Wege zur endgültigen Überwindung der Neurasthenie. Auf ihnen würden wir vermutlich aus dem nervösen Zeitalter unserer Kulturgeschichte heraustreten. Aber ob sie überhaupt begehbar sind, ob wir sie tatsächlich gehen werden, wie groß der Realitätswert jener Visionen ist, das entzieht sich auch dem hypothetischen Urteil unserer wissenschaftlichen Betrachtung. Die Sozialtheorie der Neurasthenie kann nur sagen, daß die Neurasthenie als Zeitabnormität überwunden werden könnte, wenn es wirtschaftlich und sozial so kommt; ob es so kommt, vor dieser Frage endet ihre theoretische Prophetie.

Gewiß ist, die stärkste Nervenprobe steht dem deutschen Volke noch bevor; über dessen Zukunft fast weniger entscheidet, ob es den

<sup>1)</sup> Nr. 41 der „Grenzfragen des Nerven- und Seelenlebens“ bei Bergmann in Wiesbaden 1906.

Krieg, als wie es den Frieden gewinnt. Man wird an die tiefsinnige Vision des Elias erinnert: der Herr war nicht im Sturm, und nicht im Feuer, noch im Erdbeben; er war erst in dem stillen, sanften Sausen . . . Wie immer es komme: die Gefahr einer neuen, unvergleichlich gewaltigen Neurastheniewelle, die über unser Volk dahinbranden möchte, ist nicht gebannt, es heißt sie ins Auge fassen, ihr rechtzeitig begnügen. Was unser Anteil an solcher Prophylaxe sein kann? Das heute sichtbarste aller Reservoirs, aus dem diese Welle sich speisen könnte, sorgfältig abzudichten — den mächtigen Fonds von Kriegsneurasthenie des Feldes und der Heimat, der heute sich angesammelt hat, so vollkommen wie möglich zu zerstreuen. Denn je breiter dieser Strom ins neue Dasein hinüberflutet, desto gewisser wird er alles ansaugen, was sonst noch an alten und neuen neurasthenisierenden Mächten vorhanden wäre. Hierauf muß unser ärztliches Augenmerk zu allermeist gerichtet sein. Mit dem bißchen Kriegshysterie (viel war es ja überhaupt nicht, es machte nur, wie Hysterie immer, gar laut von sich Wesens) werden wir rasch fertig sein, ist der Krieg erst einmal fertig; die größte Heilarbeit leistet da die Friedensstatsache an sich. **Die Liquidation der Kriegsneurasthenie ist das eigentlich große seelenärztliche Sozialproblem, das am Ausgang des Krieges vor uns aufgerichtet steht.** Und für das Problem wappnen wir uns am besten durch gründliche Kenntnis des Phänomens. In mehr als drei Jahren fachärztlicher Kriegsarbeit habe ich nicht immer den Eindruck gewonnen, als werde die Befassung mit den Tatsachen der Kriegsneurasthenie in ihrer Tragweite gewürdigt. Dieser Versuch wollte ein wenig dazu helfen.

---

Nachschrift bei der Korrektur (Dezember 1918). Seit diese Arbeit abgeschlossen wurde, ist der Krieg für uns Deutsche verloren, unser Reich von 1871 zerbrochen, sein Regierungsmechanismus zer schlagen, unsere ganze Gesellschaftsordnung durch Revolution in Frage gestellt worden. Wir haben Waffenstillstand, werden bald Frieden haben; dem meisten meiner Darstellung verbleibt nur noch archivalischer Wert, nicht mehr praktische Aktualität, auf die sie ein wenig mit zugeschnitten ward, als ich sie begann. Ich möchte immerhin hoffen, daß auch jener Wert nicht einfach gleich Null sei, ähnlich allem, was wir sonst im und am Kriege gelernt haben, ohne es nun augenfällig verwerten zu können. Ich lasse auch die ausblickenden Schlußbetrachtungen wörtlich so stehen, wie sie auf der Höhe des Schicksalsjahres 1918 niedergeschrieben worden sind. Der Fixigkeit, heute gleich über die sozialpsychologischen und -pathologischen Konsequenzen des furchterlichen Geschehens der letzten Monate zu orakeln, fühle ich mich nicht fähig. Niemand vermag heute abzusehen, ob unter den Umständen, die jetzt gegeben sind und für lange gegeben bleiben, die Sozialisierung noch

die Neurasthenie-Überwinderin sein kann, als die ich sie im Ausklang von „Nervosität und Kultur“ vor 1½ Jahrzehnten gezeichnet habe. Was aus der Menschenseele von heute wird — niemand kann es aus dem Strudel der gegenwärtigen Geschehens ablesen. Noch lange werden wir alle in dieses Geschehen viel zu sehr mit fühlender und tätiger Beteiligung verstrickt bleiben, um es reflektierend und analysierend, verstehend und erklärend zu würdigen. Den archimedischen Standpunkt hierzu wird vielleicht unsere Generation überhaupt nicht mehr gewinnen. Unseren Lebensrest fordert das nationale Unglück tätigem Wirken dienstbar zu machen; wir haben die Zeit zu gestalten — und das intellektuelle Glück, sie zu untersuchen und zu deuten, treten wir denen ab, die nach uns kommen werden.